

**GEDICHTE: MIT
EINER
BIOGRAPHIE DES
DICHTERS**

Friedrich August von Heyden





Gedichte

von

Friedrich von Heyden.

Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben

von

Jh. Mundt.

Leipzig:

Verlag von Friedrich Brandstetter.

1852.

TO VIND
ALBIONIAO

Gedichte

von

Friedrich von Henden.

Gedichte

von

Friedrich von Seyden.

Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben

von

Ih. Mundt.

Leipzig:

Verlag von Friedrich Brandstetter.

1852.

70 2nd
BIB. 21.140

Friedrich von Heyden's Leben.

708064

Unter den poetischen Talenten der Gegenwart hatte Friedrich August von Heyden mehr ein verhülltes Dichterleben geführt, das sich an seinen eigenen Gedanken und Träumen genug sein ließ, und nicht in die lauten Bewegungen des Tages hinausgehoben zu werden begehrte, obwol er den innersten Zusammenhang mit seiner Zeit in keiner Weise verläugnete, sondern in seinem Wesen wie in seinem Dichten stets die entscheidenden Spitzen derselben berührte. Es hat aber wenige begabte Persönlichkeiten in neuerer Zeit gegeben, die so abgeschlossen in einer reinen Sphäre von Poesie gewohnt hätten als Heyden, der sich diese Einfriedigung in die poetische Production nicht in feigem Zurückweichen vor seiner Zeit erwarb, sondern damit zugleich das schärfste Verständniß für alle politischen Entwicklungen und Leiden der Gegenwart und eine fast prophetische Gabe, die Wandelungen der Tagesgeschichte zu erkennen, verband. Er hatte sich die Poesie als eine glückselige Insel in seinem Gemüth gerettet, und indem er bewundernswürdig genau wußte, was um ihn her auf den brausenden Kampfplätzen des Tages vorging,

indem er ebenso sehr die geheimsten Stichwörter der politischen Parteien und der Cabinette kannte, und darüber oft die überraschendsten Ausprüche that: hielt er es doch bei weitem mehr der Mühe werth, gewissermaßen hinter dem Rücken dieser Zeit ein ganz poetisches Gedicht zu machen und vielleicht in einem ganz unzeitgemäßen Rahmen die alten ewigen Rechte der Natur und der Idee zur Geltung zu bringen. Er war dabei weder Reactionnair noch Whantast, denn die Freiheit war ihm der eigentliche Lebensathem, ohne den es keinen gesunden und daseinsfähigen Organismus geben konnte. Und vor der Whantasterei war er schon deshalb gesichert, weil ihm der schärfste und durchdringendste Instinct für alle Formen der Wirklichkeit beigegeben war, und er sowol in gesellschaftlicher wie in staatsmännischer Hinsicht mit einer seltenen Sicherheit auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse sich bewegte. Seine individuelle Befähigung wies ihn namentlich in der letztern Beziehung auf die Höhen der staatsamtlichen Wirksamkeit hin. Aber mächtiger als Alles sprach der innere leise Ton in seiner Brust, dem er nicht anders als gehorchen konnte. Das geheime Glockenklingen der Poesie in seinem Innersten verließ ihn nie, welchen Anlässen und Verpflichtungen er sich auch gegenüber befinden mochte. Es war der innerliche Reichtum seiner eigenen Natur, der ihn alle Augenblicke mit Blütenflocken übersättete. Er war dann wie beschämt von dem Segen

der Dichtung, der, ohne daß er es wollte, in ihm anbrach, der aber zugleich als eine Nothwendigkeit sein ganzes Wesen beherrschte. Der Frühling, die Liebe, die Andacht, alle hohen und schönen Menschheitsgefühle hatten gewissermaßen ihre Organe in ihm, die in seiner liebreichen Brust beständig arbeiteten, und die er sich auslösen lassen mußte, wenn er überhaupt sein Leben gebrauchen wollte. Bei dieser specifisch dichterischen Organisation rangen indeß keineswegs der Poet und der Staatsbeamte in ihm um die Oberhand. Die feine Dekonomie seiner Natur war auch darin musterwürdig, daß sich alle Gegensätze in seiner Person auf das Bestimmteste und Geordnetste auseinanderhielten. In den Geschäften des Staatsamts konnte Niemand zuverlässiger, besonnener sein. Seine Ausarbeitungen waren immer unter den einzig praktischen Gesichtspunkt gefaßt, und verriethen außerdem noch zwischen den Zeilen den überlegenen Blick und den durchdringenden Weltverstand, der von der Einzelheit immer auf das Ganze zurückging, und die höchsten leitenden Ideen der Politik und Verwaltung geltend zu machen strebte. Neben den Acten aber stand das Gedicht als eine ebenso selbständige, in ihren eigenen Gränzen abgeschlossene Welt. Hier lebte der Poet in seiner ganzen Herrschaft, die ihm durch Nichts bestritten werden konnte, und die er, selig über sein stilles Schaffensglück, mit einer Machtfülle ausübte, als wenn es sich jedesmal um die Eroberung einer

neuen Welt handelte, ohne daß er jedoch nur im Geringsten irgend einen äußeren Erfolg oder einen Schatten von den wohlfeilen Ruhmeskränzen des Tages erstrebte.

Friedrich August von Heyden, könig. preuß. Ober-Regierungsrath und Doctor der Philosophie, wurde am 3. September 1789 zu Nerfken in Ostpreußen auf dem Landgute seines Vaters geboren. Er empfing seine erste Erziehung im Hause der Eltern durch einen ausgezeichneten Lehrer, der zugleich Verständniß genug für seine Individualität hatte und der früh erwachten Neigung des Knaben zur Poesie eine sinnige Rücksicht bewies. Seine fernere Ausbildung erhielt Heyden in Königsberg in Preußen, wo er auch die Universität bezog, um sich zum Staatsdienst, für den er sich mit aller Entschiedenheit bestimmt hatte, vorzubereiten. Das dichterische Naturell befand sich bei ihm durchaus in keinem Gegensatz zu den ernstern Studien, sondern suchte sich vielmehr mit denselben auf einer umfassenden wissenschaftlichen Grundlage zu vereinigen. Neben der Jurisprudenz gab er sich eifrigen Beschäftigungen mit Geschichte, Literatur und Kunst hin, und verschaffte sich besonders eine gründliche Kenntniß der italienischen Sprache und Literatur, mit deren Dichtern ihn eine gewisse Wahlverwandtschaft des eigenen Naturells zu verbinden schien. Ueber Dante, Petrarca und Macchiavelli hatte er sich auch in eigenthümliche Forschungen eingelassen, und er beherrschte das Verständniß dieser Geister

und ihrer Zeit aus den höchsten Gesichtspunkten. In die Zeit seines Königsberger Universitätslebens fällt auch der dortige Aufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm's III., der durch den verhängnißvollen Rückschlag der Ereignisse sich veranlaßt gesehen hatte, an diese äußersten Grenzen seines Reichs mit seiner Familie seine Hofhaltung zu verlegen. Heyden wurde nebst einigen andern jungen Leuten dazu bestimmt, zur Gesellschaft des Kronprinzen von Preußen an gewissen Unterrichtsstunden desselben, und namentlich an den in der Rhetorik veranstalteten Uebungen, Theil zu nehmen. Diesen Unterrichtsstunden wohnte nicht selten auch die Königin Louise bei, und Heyden erzählte gern und mit begeisterter Erinnerung von einem Examen, welches in Gegenwart des Königs und der Königin stattfand, und wobei die Königin, die in ihrem schwarzen Gewande ihm wie der trauernde Genius Preußens erschien, zuletzt in der ganzen Höhe ihrer Gestalt sich erhob und mit leuchtenden Augen einige Worte sprach, welche auf die Nothwendigkeit hinwiesen, auch auf die Kraft der Wissenschaft sich zu stützen, um der baldigen Wiedererhebung Preußens sicher und gewiß zu werden.

Der in Heyden rege gewordene Wissensdrang ließ ihm aber bald einen Aufenthalt an der Universität Göttingen, die damals auf den Höhen der deutschen Wissenschaft stand, wünschenswerth erscheinen. Nach einem gemessenen Aufenthalt in Berlin, wo er einige Monate hin-

durch den Vorträgen F. A. Wolf's und Niebuhr's gefolgt war, begab er sich nach Göttingen, wo er nicht nur seine wissenschaftliche Ausbildung vollendete, sondern auch in neue und seltene Lebenskreise eintrat, die seinen geistigen und geselligen Eigenschaften einen ganz neuen Schwung verliehen.

Besonders war es das Haus der ebenso gelehrten als liebenswürdigen Dorothea von Rodde, der Tochter A. L. von Schlözer's, in welchem Heyden nicht nur gastliche Aufnahme, sondern auch eine besonders vertraute Stätte empfing. Diese von der philosophischen Facultät zu Göttingen schon in ihrem siebzehnten Jahre zum Doctor promovirte Frau, die durch ihren Vater mit einem fast grausamen Experiment zu einem Wunder der Gelehrsamkeit abgerichtet worden war, schien in ihrer Persönlichkeit nichtsdestoweniger alle anziehenden und wohlthuenden Elemente der Weiblichkeit bewahrt zu haben. Ihr Haus war dadurch nicht nur der Sammelpunkt alles Ausgezeichneten, was es in ihrer Nähe gab, geworden, sondern es war ein Ziel aller gelehrten und gebildeten Reisenden jener Zeit, sich dorthin zu wenden, um das Wesen und Walten dieser ausgezeichneten Persönlichkeit kennen zu lernen. In diesem Kreise machte Heyden auch die Bekanntschaft des geistvollen Charles Franz Dominique de Villers, der in inniger Freundschaftsverbinding mit der Rodde und ihrem Gatten lebte und sich diesem Bunde zu Ge-

fallen auch in Lübeck, später in Göttingen heimatisch niedergelassen hatte. Willers, ein Refugie von 1793, war durch seinen Aufenthalt in Deutschland mit deutscher Wissenschaft und Literatur vertrauter geworden, als die meisten Franzosen, welche später von dieser Kenntniß und ihrer Ausbreitung besondere Profession gemacht haben. Er hätte den Franzosen große Dienste leisten können, wenn er aus den deutschen Quellen, die er vollständig kannte und beherrschte, eine historische Darstellung des Reformationszeitalters hätte unternehmen wollen, wozu sein von dem französischen Nationalinstitut gekrönter Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther (1804) schon einen bedeutenden Anfsatz enthielt. Es würde dadurch eine wesentliche Lücke der französischen Geschichtskenntnisse, die sich oft bei den bedeutendsten Historikern geltend gemacht hat, ergänzt worden sein. Auch seine Arbeit über die Universitäten und über die Kantische Philosophie war Allem voraus gewesen, was nach ihm Cousin und Andere als Resultate ihrer Beobachtungen über diese Gegenstände zu Tage gefördert haben. Ein solcher Umgang mußte für Heyden, der denselben ein ganzes Jahr hindurch fast täglich und in vertrauester Weise genoß, die bedeutendsten und förderlichsten Anregungen in sich schließen. Noch inniger eröffnete sich ihm das Verhältniß mit Benjamin Constant, der bei seinem Aufenthalt in Göttingen diesem Kreise eine Zeitlang hinzutrat und eine Vorliebe

für den jungen deutschen Poeten, der sich ihm mit schwärmerischer Anhänglichkeit angeschlossen, gefaßt zu haben schien. Der immer von Gedanken und Einfällen sprühende Benjamin Constant war damals gerade in seinen eigenthümlichsten Untersuchungen begriffen, und beschäftigte sich mit den Vorarbeiten zu seinem großen Werk über die Cultusformen der Völker, welches er erst in seiner letzten Lebenszeit vollendete.

Der junge Dichter, der sein Talent erst wie einen geheimen Schatz verbarg, nachher aber gern der in diesem Kreise ihm gewidmeten Aufmunterung erschloß, stand hier mitten in einer gefelligen und geistigen Vereinigung, die nicht günstiger zusammengesetzt sein konnte. Seine Kräfte wuchsen in diesem Feuer lebendiger und geistesächter Mittheilungen, in denen die edelsten und besten Menschen sich begegneten, und die nach der rein geistigen und wissenschaftlichen Seite hin um so mehr ins Gewicht fielen, als die Gespräche über Politik und die öffentlichen Begebenheiten in diesem Kreise gewissermaßen ausgeschlossen blieben. Männer und Frauen wetteiferten in dieser Vereinigung, die schwere Spannung einer ungewissen und nach allen Seiten hin bedrohlichen Zeit durch eine Abschließung im Reiche der Ideen und der Phantasie zu überwinden, und der Dichter war darum Allen noch besonders willkommen, der mit der idealen Hingebung der Jugend und des Talents die Gaben seiner Muse zum Besten gab, und durch den

Vortrag seiner Gedichte eine anmuthige Abwechslung in den Gegenstand der Unterhaltungen brachte.

In dieser geselligen Schule der Poesie machte sich Heyden vornehmlich die feine Gemessenheit der Ausdrucksformen und den fertigen Weltchliff zu eigen, der seine poetische Darstellungsweise auch noch mitten in den fessellosesten lyrischen Gefühlen beherrschte. Seine liebenswürdige Persönlichkeit rechtfertigte aber in jeder Weise die Gunst, die ihm bei seinen ersten Berührungen mit Welt und Gesellschaft zu Theil zu werden schien. Er gehörte zu den Naturen, die immer von dem Hauch ihrer innern Seelenbewegung angeglüht erscheinen, und in denen es keine Stunde ohne innern Klang und ohne Vibration gibt. Die sinnige Reizbarkeit solcher Individualitäten, von der sie ganz und gar angefüllt sind, hat auf der einen Seite etwas Beunruhigendes, auf der andern Seite zieht sie, wie das Ewig-Weibliche, von dem Goethe geredet, himmelan und gewinnt sich den rührenden Antheil, den man einer derartigen, immer in sich erzitternden Organisation nicht versagen kann. Diese weibliche Sensibilität war in Heyden's Persönlichkeit nach allen Seiten hin vorherrschend, wie sehr auch sonst seine große stattliche Gestalt und die rasche kräftige Beweglichkeit seines Wesens einen männlichen und entschiedenen Eindruck zu machen geeignet war. Dabei hatte aber die schlanke Erscheinung leicht etwas Flüchtiges, das wie in der Furcht, sich fest-

gehalten zu sehen, stets in einem ruhelosen Aufundniederbewegen begriffen war und gern in eine weite freie Ferne, wo es sich leichter athmete, enteilten zu wollen schien. Dazu der wunderbare Aufschlag der ernstern, blauen, in die Zukunft gerichteten Augen, die ebenso treuherzig hingehend als scharf durchdringend waren, und hin und wieder nur von einer Wolke des leicht erregbaren Mißtrauens oder des spürsüchtigen Zweifels überschattet wurden. Nicht minder war dabei die Manier der Körperbewegungen charakteristisch, die bald mit chevaleresker Leichtigkeit ausgriffen und die schöne harmonische Ineinbildung seines Innern und Außern zeigten, bald in ihrer Hastigkeit plötzlich Sten ansetzten und den Uebergangsmoment, auf dem Troubadour und Bureaukrat sich begegneten, einen Augenblick lang verriethen.

Die Kriegereignisse der Jahre 1813 bis 1815 hatten alle bisherigen Lebensbeziehungen des Jünglings gelöst, und mit der Unterbrechung seiner Studien seine Bestimmungen mannigfach verändert. Eine Reihe von Familienbegebenheiten wirkte mit, die Ungewißheit der Zeiten für ihn zu erhöhen. Er war in ein Jägerdetachment eingetreten, um seiner Militairpflicht Genüge zu leisten, und nachdem er aus demselben entlassen und die Wiederherstellung des Friedens auch für die persönlichen Lebensverhältnisse wieder Raum ließ, gedachte Heyden ernstlich eine Anstellung im praktischen Staatsdienste zu suchen.

Mit Leichtigkeit legte er, ohne sich besonders dazu vorbereitet zu haben, in Königsberg die Prüfung zum Referendarius ab, und sah sich in kurzer Zeit bei der Regierung in Oppeln eine Amtslaufbahn eröffnet, für welche sich Geschick und Neigung bei ihm auf eine seltene Weise vereinigten. Der Aufenthalt in Oppeln wurde noch in einer andern Beziehung für ihn bedeutungsvoll. Er lernte dort seine nachmalige Gattin Friederike, die Tochter des Regierungs-*Chefpräsidenten* von Hippel zu Oppeln (eines Neffen des berühmten Schriftstellers Theodor Gottlieb von Hippel) kennen. Er schreibt darüber in einem Briefe an seinen nach Amerika gegangenen Jugendfreund Niederstetter (unter dem 2. November 1826): „Ich hatte nie geliebt. Als ich meine Friederike aber vor drei Jahren zum Erstenmale sah, ging mir dieses Gefühl in seiner ganzen Kraft und Heiligkeit auf, und es wird nur mit meinem Leben enden. Was soll ich dir von den Schmerzen sagen, die ich empfand? Anfangs glaubte ich, meine Liebe sei eine Thorheit, weil mich ein junges, schönes, durch allgemeinen Beifall genährtes Mädchen nie wiederlieben könne, und ich suchte mein Gefühl, das ich vor aller Welt, sogar vor Dir verschwieg, zu ertöden. Alles war umsonst. Ein Jahr voller Kämpfe belehrte mich von der Unmöglichkeit, von einer Leidenschaft loszukommen, die mein innerstes Lebensmark verzehrte, und ich faßte nun den Entschluß, meinem Sterne zu folgen.

* *

Wünschen Worte gab, mußte ich meiner Versetzung von Oppeln und meiner weitem Beförderung gewiß sein, denn ich fühlte das höchst Lästige, in einem Collegium als Schwiegersohn, wenn auch nur als künftiger, des Präsidenten zu stehen, und mein Stolz gestattete mir nicht, die Welt, wenn auch fälschlich, glauben zu machen, ich sei nur in Folge meiner Verheirathung mit der Tochter eines vornehmen Staatsbeamten befördert. Welche Schritte ich aber auch that, um aus Oppeln zu kommen und Regierungsrath zu werden, so ging doch Alles in einem lästigen Schneckenang. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hingehalten, verging mehr als ein halbes Jahr, und ich gerieth in einen Zustand, der mich selbst besorgt machte, meinen wenigen Vertrauten aber die Ueberzeugung gab, ich sei in Gefahr, geistig und körperlich mit meinem bessern Selbst zu Grunde zu gehen. Endlich erhielt ich Gewißheit, in Berlin zum Regierungsrath in Breslau bestimmt und in dieser Qualität auf den dortigen Stat gestellt zu sein, und wenige Stunden darauf lag die Geliebte als mein unbestrittenes Eigenthum an meiner Brust.“

Das Einverständniß in den Herzen Beider war lange schon ein stillschweigendes gewesen und hatte sich, ehe es noch zu dieser Erklärung kam, mit aller gegenseitigen Entschiedenheit festgebildet. Ihre Verbindung fand im Sommer 1826 statt, und Heyden reiste mit seiner erst neun-

zehnjährigen Gattin nach Breslau ab, nachdem er seine erste häusliche Einrichtung mit dem Behagen des Glücklichen und zugleich in dem bescheidenen Zuschnitt, den ihm der frühe Verlust seines ganzen nicht unbeträchtlichen Vermögens auferlegte, besorgt hatte. Er schreibt darüber an denselben Freund: „Auch meinem innern Leben ist Friede und Zufriedenheit zu Theil geworden. Ich möchte gern sagen Glück. Indes — es ist in diesem Worte ein seltsamer feindlicher Zauber, der die Furien zu wecken scheint, sobald es ertönt. Man soll still des Glückes sich erfreuen, man soll aber damit nicht prahlen und großthun, denn — es schwebt auf einer Kugel. Laß dich, mein Theurer, lieber in mein stilles Zimmer einführen, und sieh dich darin um, gewiß wirst du dann, ohne meiner Auseinandersetzung zu bedürfen, ermessen können, ob ich zufrieden sein kann. Das Zimmer ist nicht groß noch klein, es ist mein Arbeitszimmer, das letzte in einer Reihe von vieren. Der Hauptrath ist neu, aber der einfache eines redlichen Bürgermannes. Die Fächer meines Arbeitstisches sind reichlich mit Acten ausgestopft. Ein ernstes Bildniß des heiligen Bernhard von Clairvaux schaut richtend herunter auf meinen Fleiß. Wenn der ernste Blick des Heiligen mich entmuthigt, so schweift mein Auge seitwärts und sucht ein anderes Bild neben meinem Tische. Möchtest du dem letztern einige Aufmerksamkeit widmen? In diesen weiblichen Zügen, die

mir so schön vorkommen, wohnen Unschuld, Friede und Zärtlichkeit: in dieser zarten Brust, die von wirklichem jugendlichen Leben lebt, schlägt ein unvergleichliches, reines, geprüftes Herz, ein Herz — das mein ist. In diesem Momente würdest du die Augen nicht sehen können — diese Augen voll Milde und Güte; — denn sie lesen eifrig in einem Buche — in Shakespeare's „Sturm“, wie ich bemerke. Dieses süße Geschöpf ist meine heißgeliebte Friederike — mein junges treffliches Weib; — in wenigen Monaten, so Gott ihr gnädig ist, die Mutter meines Kindes!“

Die Einfriedigung in einen begrenzten, von regelmäßigen Linien durchschnittenen Lebenskreis war bei Heyden ein innerliches Erforderniß seines ganzen Wesens und Charakters. Er bedurfte dieser Abschließung der Existenz zu einem amtlichen und häuslichen Organismus, um von dieser äußern Stätigkeit die Vielbeweglichkeit und Unruhe seines Innern sicher umspannen zu lassen. Mit seinem Eintritte in das Regierungs-Collegium zu Breslau lagen die äußeren Dimensionen seines Lebens schon abgeschlossen da, obwol dasselbe nach Innen erst jetzt in seiner ganzen Fülle und Tiefe aufzublühen begann. Seinen äußeren Verhältnissen eine bedeutende Schwungkraft zu geben, lag fast nie in seinen Wünschen, obwol er mancherlei Anknüpfungen dazu nur einigermaßen lebhaft zu ergreifen brauchte. Der poetische Quietismus, der ihn beherrschte,

gewährte ihm mehr als aller Ehrgeiz in einer Zeit, deren innere und äußere Schiffbrüchigkeit er durchschaute, und von der er nach keiner Seite hin außerordentliche Genugthuungen verlangte. So brachte ihm ein ununterbrochener fast fünfundzwanzigjähriger Aufenthalt in Breslau, der nur mit Dienst- und Inspectionreisen in der Provinz und mit einigen Erholungsausflügen abwechselte, kaum eine andere äußere Veränderung, als die in seinen Dienstverhältnissen, in seiner Beförderung vom Regierungsrath zum Ober-Regierungsrath, und in einzelnen häuslichen Ereignissen und Wendungen lag. Es war für ihn zu einem Hauptdogma der Weisheit und Lebensklugheit geworden, in der Stille zu sein, und neben strengster und umfassendster Pflichterfüllung des Amtes in dem fest abgeschiedenen Kreise seiner Liebe und seiner Gedanken zu bleiben. Die eigenthümlichen Lebensverhältnisse in Breslau, die jedem aus der Fremde hereingekommenen Element ebenso eigensinnig als engherzig widerstreben, bestätigten diese Richtung in ihm, die theils seinem poetischen Schaffen zugut kam, theils aber auch das innerliche und phantasirende Element seiner Dichtungen zu stark überlud.

Der Gang seiner poetischen Thätigkeit gehorchte zunächst nur den Bewegungen seiner eigenen Persönlichkeit und dem bald als Glück bald auch als Last und Pein erkannten innerlichen Drang, Dichter und Schöpfer zu sein.

Im Jahre 1815 kurz vor Wiederausbruch des Krieges begann er sich zuerst mit einigen größeren Productionen zu beschäftigen. Er dichtete das Drama „Renate“, womit er auch zuerst vor dem größeren Publikum auftrat, nachdem die früheren lyrischen Versuche im Kreise seiner Familie und seiner Freunde verhallt waren. In diesem Drama schütteten sich die Blüthenfloeken einer reichen und frischen Phantastie schon mit einiger Fülle aus, obwol darin nichts gerade bemerkenswerth war, als die feurige Hingebung, welche der Dichter vornehmlich der dramatischen Form bewies, die er hauptsächlich dazu berufen hielt, die poetische Aufgabe der Gegenwart zu lösen. In den „Dramatischen Novellen“, die er im Jahre 1819 erscheinen ließ, sah man noch den (auch durch den Titel richtig bezeichneten) Kampf zwischen der dramatischen und novellistischen Form, obwol darin einzelne glückliche Anläufe zu einer ächt dramatischen Wirkung genommen werden. Ein träumerischer Aufenthalt vor der Festung Landau im Jahre 1815, in einer Gegend, in welcher die Erinnerungen an die Hohenstaufen lebten, brachte ihn auf den Gedanken, deutsche Kaisertragödien zu dichten, von denen jetzt bereits die Anlagen zu den Trauerspielen „Conrabin“ und „Der Kampf der Hohenstaufen“ (1828 in einer neuen Ueberarbeitung gedruckt) gemacht wurden. Es fehlte diesem letztern Stück nicht an bedeutenden Grundzügen der Composition, denen aber die Klarheit und Sicherheit der

dramatischen Ausführung nicht entsprach. Nachdem Heyden die erste Ernte seiner Jugendlyrik in den „Dichtungen“ (1820) zusammengestellt hatte, worin auch manche der Poesieen Aufnahme fanden, die er auf dem väterlichen Landgute Nerfken in glücklich träumender Zurückgezogenheit gedichtet hatte, trieb es ihn zur romantischen Epik, mit der seine Natur in ihren eigenthümlichsten Elementen sich verwandt fühlte. Sowol die stoffliche und ideelle Sphäre, als die weiche und elastische Form dieser Dichtungsweise reizten ihn. Es lag darin ein beschauliches und bequemes Sichgehenlassen, das seiner Individualität ungemein entsprach und worin in den duftigen Waldschatten schöner Vergangenheit Leben und Geschichte zu wunderbaren Combinationen ausgesponnen werden konnten. Heyden begann diese Richtung mit dem Gedicht „Die Gallione“ (1825), das aber, einige kräftige und eigenthümliche Züge abgerechnet, nur als eine episch=romantische Formübung angesehen werden konnte. Er trug sich jedoch jetzt mit dem umfassenden Plane, in zwei großen Dichtungen ein Bild des romantischen Heldenalters sowol in Europa wie in Asien zu entwerfen. Die bedeutendsten geschichtlichen Vorarbeiten wurden zu diesem Unternehmen gemacht, von dem jedoch nur das episch=romantische Gedicht „Reginald“ (1831) zur Ausführung kam. Er wollte darin die Zeit Kaiser Friedrich's II. in einer Art von idealischer Verklärung darstellen, und dieser einseitige Zweck war

wenigstens der glänzenden poetischen Farbengebung des Gedichts vortheilhaft gewesen, obwol die historische Realität der Darstellung darunter wesentlich gelitten hatte. In einer zweiten Dichtung unter dem Titel „Akbar“ sollte ein analoges Bild aus der glänzendsten Epoche der mongolischen Herrschaft in Hindostan zur Darstellung kommen. Es blieb aber bei den Entwürfen dazu, die in dem später gedichteten Trauerspiel „Der Spiegel des Akbar“ (im dritten Bande seines „Theater“) benutzt wurden.

Nach diesen Ausflügen in die romantische Dichtungs- welt war Heyden jedoch wieder zum Drama zurückgekehrt, und zwar diesmal mit dem bestimmtern Bestreben, sich dadurch zugleich die deutsche Bühne als Anhalt einer weitgreifenden Wirksamkeit zu erobern. Er schrieb zuerst das treffliche Schauspiel „Album und Wechsel“ (1839), das ausgezeichnete dramatische und theatralische Eigenschaften besitzt, und die glücklichste Hand für wirksame Compositionen dieser Art ankündigte. Schon ein Duzend Stücke dieser Art würde dem deutschen Repertoire außerordentlich aufgeholfen und es in eine Sphäre hineingerückt haben, in der, ohne ein erdrückendes Gewicht der Poesie befürchten zu müssen, doch eine edlere, das gewöhnliche Bühnendichterhandwerk weit überragende Productivität sich wirksam zeigte. Damit verband sich eine Leichtigkeit und Beweglichkeit des Dialogs, eine witzige und pointirte Lebendigkeit der Sprache, wodurch hinlänglich dargethan

wurde, daß man, wenn den deutschen Talenten eine richtige Pflege und Würdigung Seitens der Bühnen selbst widerfuhr, nicht des ewigen Bettelns bei der französischen Theaterproduction bedurfte. Der damalige General-Intendant der königlichen Schauspiele in Berlin, Graf Nedern, dem überhaupt die besten Intentionen bei seiner Bühnenleitung nicht abzusprechen waren, hatte auch sogleich einen richtigen Einblick in Heyden's Talent gewonnen, und glaubte dasselbe im Interesse der deutschen Bühne heranziehen und begünstigen zu müssen. Das Schauspiel „Album und Wechsel“ wurde sogleich in Berlin gegeben und trug einen ganz entschiedenen Erfolg davon. Auf einer Inspectionsreise in Glas erfuhr Heyden zuerst durch ein zufällig aufgegriffenes Blatt der Staatszeitung die Bestimmungen über sein Stück. In einem Briefe an seine Gattin ergeht er sich darüber in einigen sehr tragi-komischen Betrachtungen: „Heut Morgens begab ich mich zum Polizeidirector B., um mein schwieriges und unangenehmes Revisionsgeschäft zu beginnen. Ich fand ihn noch im *Neglige*, und da er ins Nebenzimmer ging um sich anzukleiden und mir auf das Rathhaus zu folgen, nachdem ich ihm den Zweck meiner Anwesenheit eröffnet, griff ich, allein gelassen, nach der neuesten, eben angekommenen Staatszeitung, die auf dem Tische lag. Der Zufall will, daß mir zuerst die Theater-Anzeigen in die Augen fallen. Gott! was sehe ich? In Potsdam

am 18. d. M. zum Erstenmale „Album und Wechsel“, Schauspiel in fünf Aufzügen, hierauf noch ein kleines anderes Stück. Den 20. in Berlin, zum Erstenmale „Album und Wechsel“, nachher ein Ballet; ich weiß nicht mehr welches. Mir war, als ob ich erst mit kaltem, dann mit heißem Wasser begossen würde. Ich wurde ganz schwindlich, vor purer Seelenangst. Nun kam der alte Herr B. wieder zum Vorschein, und ich ging mit ihm aufs Rathhaus, um seine Geschäftsführung zu revidiren. Ich kann dir nicht beschreiben, wie schwer es mir wurde, mich zusammenzunehmen und meine Aufmerksamkeit auf das zu richten, wozu ich da war. Ich kann dir versichern, daß mir den ganzen Tag höchst miserabel zu Muth gewesen ist. Heute also — meine Friederike! Heute also entscheidet es sich, ob dein armer Heyden beklatscht — oder ausgepöflet wird, wenn sein armes Lustspiel nicht vorgestern schon in Potsdam den Todesstoß empfangen hat. Gott sei seiner und meiner armen Seele gnädig. Jetzt ist es halb acht Uhr Abends. Sie sind nun im dritten Aufzuge. In diesem Moment tritt Hallmund bei Baron Sturm ein, um Adelinens Hand von ihm zu erbitten. Jetzt wird Adeline hereingerufen. Nun geht's los. O ich armseliger jammervoller Poet. Wie wird's nun enden? Ich wollte, sie wären schon beim Ballet. Wäre ich doch niemals auf die Teufelsidee gefallen, ein Dichter zu werden!“

Aus dieser humoristischen Verzweiflung, mit der Heyden den beginnenden Bühnenerfolgen seines Talents zusah, fand er sich aber bald zu ganz befriedigenden Anschauungen und Erwartungen emporgehoben. Im Jahre 1840 wurde eine Reise nach Berlin unternommen, um persönlich die neuen Ausichten zu verfolgen, die sich an muthig fortgesetzte und zusammenhängende Bestrebungen für das Theater knüpfen und vielleicht überhaupt zu neuen Lebenswendungen führen könnten. Die günstigen Aeußerungen des Grafen Redern waren der eigentliche Anlaß zu solchen Erwartungen geworden. Graf Redern sagte ihm beim ersten Besuche, daß sein Talent eine Hoffnung der deutschen Bühne sei; dies Talent sei aber ein Capital, das für jetzt nur fünf Procent Zinsen trage, es müsse aber dem Theater wenigstens zwanzig Procent abwerfen können! Dazu wurde freilich für nöthig erkannt, daß Heyden, um seinem Talent die theaterwirksame Zu- richtung zu geben, auch seine äußeren Verhältnisse ändere und namentlich den von der Welt abgelegenen Aufenthaltsort in Breslau mit dem großweltlichern Berlin vertausche. Graf Redern schien bereit, seinen ganzen persönlichen Einfluß für eine Versetzung Heyden's nach Berlin aufwenden zu wollen. Auch in andern Kreisen, die Heyden bei seiner damaligen Anwesenheit in Berlin berührte, sah es so aus, als habe man den für den bedeutendsten Wirkungskreis befähigten und geeigneten Mann in ihm er-

kannt. Er konnte dies auch aus einigen Andeutungen entnehmen, die in einem Besuche bei dem Minister von Rochow aus dem Munde dieses Staatsmannes fielen, dessen große Manieren, verbunden mit jener überlegen verbindlichen und feinen Haltung, einen bezaubernden Eindruck auf Heyden machten. Der Minister von Rochow hatte soeben von der Regierung zu Breslau drei von Heyden abgefaßte Berichte empfangen, deren einer jenen Stempel der scharfen und feinsinnigen Ironie an sich trug, der Heyden's amtliche Ausarbeitungen nicht selten zu weithin treffenden Staatschriften machte. Der Minister zeigte ihm scherzend, daß er jenen Charakter wohl herausgefühlt habe, und erklärte sich in der Sache, die es betraf, einverstanden mit ihm. Damit verbanden sich Winke für seine Versetzung nach Berlin, die nur benutzt zu werden brauchten. Diese Aussichten schienen aber für Heyden nur einen augenblicklichen Reiz zu haben. Er war sich zwar der ganzen Tragweite seiner Kräfte bewußt und sah zugleich, daß man in dem Ministerium in Berlin genau wußte, was ihm in Breslau zuzuschreiben war. Aber auch für die Hebung und Verbesserung der Theaterzustände, nachdem er dieselben in Berlin genauer kennen gelernt hatte, mochte er sich einen productiven Einfluß zutrauen, der mit der richtigen Selbstschätzung seines Talents zusammenhing. Es konnte in der That kaum eine geeignetere Organisation dazu geben, als wie

ñe Heyden wenigstens in den innerlichen Dimensionen seines Talents besaß. Er sah wol ein, daß es zunächst auf die Wiederherstellung der Poesie auf den deutschen Brettern ankomme, wenn überhaupt aus so schmähhchem und einer gebildeten Nation unwürdigem Verfall wieder zu einer bessern Zeit übergegangen werden sollte. Aber Heyden war zugleich zu der unerläßlichen diplomatischen Vermittelung zwischen der Poesie und den heutigen Bühnenzuständen, wie dieselben einmal unter den vielfältigsten Bedingungen einer corruptirten Gesellschaft vorliegen, bereit und geneigt. Zu dieser Art der Diplomatie war er in seinem ganzen Wesen trefflich ausgerüstet. Er glaubte überhaupt, daß es Pflicht der Dichter sei, die Poesie mehr in Wirkung und Action treten zu lassen.

Es traten aber auch noch Erwägungen anderer Art hinzu, welche den Werth einer Uebersiedelung von Breslau nach Berlin doch in einem zweifelhaften Licht erscheinen lassen wollten. Die stille, fast idyllische Zurückgezogenheit der breslauer Häuslichkeit, in der Frieden, Liebe und Poesie wohnten, hatte für ihn eine nothwendige Bedeutung gewonnen, die nicht so leicht mit größeren, aber ungewisseren Verhältnissen und mit neuen und künstlichen Sorgen zu vertauschen war. Er fühlte, daß er in Berlin unter erweiterten Verhältnissen und dadurch auferlegten gesellschaftlichen Bedingungen sich die Zurückgezogenheit nicht würde bewahren können, die seinem Gemüth

entsprach, und die ihm unter den isolirenden Einflüssen des Breslauer Lebens zur andern Natur geworden war. Heyden hielt es dagegen für unmöglich, in Berlin heimisch zu werden. Er wollte sogar finden, daß in Berlin selbst Niemand heimisch sei, und treffender kann man kaum die innere Lebenszerfahrenheit Berlins bezeichnen, die sich von jeher in der unruhigen und doch machtlosen Selbstreflectirung so resultatlos abgepeinigt hat. Es war freilich ein bizarrer Entschluß, diesem kleinlich ruhelosen Wellengang, der wenigstens auf ein Zukunftsziel im Charakter der Berliner zu deuten schien, das geistig versumpfte und jede frische Lebenslust sich ängstlich abwehrende Breslau vorzuziehen. Heyden hatte jedoch mit ebenso viel Grazie als schlagfertiger Entschiedenheit die Kunst verstanden und geübt, sich Breslau in Breslau vom Leibe zu halten. Man kannte ihn auch kaum in dieser Stadt, obwol er darin eine hervorragende amtliche Stellung bekleidete, und zu den fleißigsten Spaziergängern in der Umgegend Breslaus und auf seinen schönen Promenaden gehörte. Dies war um so merkwürdiger, als man in Breslau sonst Jedermann kennt, und am genauesten Denjenigen, der sich dort zurückgezogen hält. Die Zeiten waren nicht mehr, wo der schöne schlesische Gesang, der in der Geschichte der deutschen Lyrik einen so unvergänglichen Klang hat, von den grünen Höhen und in den gemüthlichen Thälern erschallte. Schlesien hat aber nichts

Neues dafür wiederbekommen, vielmehr verstopften sich ihm mit den Quellen des Liedes auch die des Wohlstandes und einer einst so blühenden Handelsthätigkeit. Dies hat dem Leben den geschmeidigen Schmelz benommen, der sonst gerade den Charakter des Schlesiens bezeichnete. Während man aber in Breslau in der Regel das dort Emporwachsende ausschließlich begünstigt, fanden die sinnigen und ächt poetischen Gaben Heyden's dort durchaus keinen Kreis. Als er starb, las man in den in Breslau erscheinenden Zeitungen zur Notiz, daß Friedrich von Heyden sich in der Zeit der „Taschenbücher - Novellen“ durch einige belletristische Leistungen dieser Art bemerklich gemacht habe!

Heyden hatte sich in Breslau eine persönliche Abgeschlossenheit geschaffen, die wie eine grüne Insel sein poetisches Schaffen und sein in jedem Betracht ausgezeichnetes Familienleben trug. Es gibt Zurückgezogenheiten, die nur ein Kind krankhafter Eitelkeit sind und die Resignation ausdrücken, mit der thätig weiterlebenden Welt fertig werden zu können. Die Zurückgezogenheit Heyden's war dagegen eine gesunde, thatvolle und productive, und schloß für ihn die Bedingungen in sich, seine Persönlichkeit zu wahren und dadurch nur um so mehr allen seinen Umgebungen und Pflichten gerecht werden zu können. Das innige, von allen geistigen Interessen durchhauchte Liebeleben mit seiner Gattin und seinen Kindern ersetzte

ihm über Alles ausgiebig jede größere gesellschaftliche Genugthuung. Dabei schien das gesellschaftliche Leben auch im größten und höchsten Zuschnitt recht eigentlich sein Element zu sein, denn er besaß dafür die seltenste und feinste Begabung, wie er überhaupt das Talent hatte, im Gespräch auf die leichteste und unablässigste Weise alle Saiten des Lebens und der Zeit anzuklingen und für jeden Verkehr den richtigen Ton zu treffen. Er wäre, wenn sein Loos es gewollt hätte, vielleicht ein sehr gewandter Hofmann geworden; aber es war besser für ihn, daß er dies Talent der Form nur in seiner eigenen Hofhaltung der Liebe und Poesie zu entfalten brauchte. Er war der graziöseste Anekdotenerzähler, den man sehen konnte, wobei ihm Gedächtniß und Belesenheit in einem außerordentlichen Grade zugute kamen, und wodurch er zugleich die Kunst übte, das Gespräch beziehungsreich zu wenden oder abzulenken, je nachdem es ihm der Harmonie des Abends und der gerade herrschenden Stimmung angemessen dünkte. Seine Beweglichkeit im kleinen Kreise hatte freilich oft etwas Athemloses und fiel beunruhigend auf, so daß man unwillkürlich auf den Gedanken kam, eine bedeutende Natur zu erblicken, die im Kampf mit größeren Verhältnissen sich zu messen bestimmt war, um daran ihren Frieden zu finden. Es lag aber über diesen mit ihm zugebrachten Abenden ein unvergeßlicher Reiz. Sein Geist hatte etwas Jungfräuliches und hüpfte mit

elastischen Schritten allen Wellen des Gesprächs voran, um wo möglich immer der erste zu sein, der die Siegesfahne der Wahrheit und Schönheit auf den entscheidenden Punkten aufpflanzt.

Dem Schauspiel „Album und Wechsel“ hatte Heyden noch einige andere dramatische Arbeiten nachfolgen lassen, die eine fortschreitende Steigerung seiner in dieser Richtung verwandten Kräfte an den Tag legten. Die heutige Bühne, diese das Räthsel ihrer Gemeinheit und Gesunkenheit aufgebende Sphinx, die darum gerade ihre besten Bewerber in den verhängnißvollen Abgrund spazieren läßt, hatte freilich auch von Friedrich von Heyden nicht erobert werden können. Von seinen Stücken waren noch das Trauerspiel „Nadine,“ die Lustspiele „Die Modernen,“ „Der Geschäftsführer,“ das Schauspiel „Der Liebe Zauber“ theils in Berlin, theils auf einigen andern größeren Bühnen Deutschlands zur Aufführung gekommen, und man konnte nicht sagen, daß sie ihren Eindruck beim Publikum selbst gradezu verfehlt hätten. Aber ihr Bestreben war doch zu vorherrschend und sichtlich auf das Poetische und Künstlerische selbst gerichtet, als daß diese Arbeiten schon einen nachhaltigen Eingang hätten finden können. Es fehlte ihnen namentlich die dauernde Lust der Theaterdirectionen, sie von Zeit zu Zeit wieder vorzuführen und, was im Bühnenwesen unerläßlich scheint, ihre Existenz dem Publikum zu einer Gewohnheitsache

zu machen. Denn in dieser Sphäre, in der das Talent unaufhörlich mit den Bedingungen des Theaterabends zu kämpfen und sich zu vermitteln hat, kann nur dann erst Etwas geleistet werden, wenn sich ein bestimmtes Verhältniß zwischen Dichter und Publikum zu bilden angefangen. Heyden ging bald wieder zu andern Productionen über, die der Schaffenslust eine breitere Behaglichkeit und weniger ängstliche Rücksichtnahme auf unmittelbaren Erfolg bei einem gegenwärtigen Publikum darboten. Aus diesem Bedürfniß entstand der Roman „Die Intriguanen“ (1840, 2 Theile.), der auf eine geistvolle Geschichtsanschauung begründet war, ohne seine Begebenheiten an gegebene historische Thatfachen und Namen zu knüpfen. Heyden sprach überhaupt öfter die Meinung aus, daß man auch historische Romane schreiben könne, indem man nur den Geist einer bestimmten Zeit in einer kunstreich verschlungenen Reihe von Gestalten und Verhältnissen zur Darstellung bringe. Es komme dann eben nur darauf an, das Gemälde zum Abdruck einer, eine ganze Menschheitsepoche umfassenden Lebensstimmung zu machen, und dieselbe bis in die feinsten Geäder der Gesellschaft hinein sichtbar erscheinen zu lassen. In dieser Weise wollte er in dem gedachten Roman die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zeichnen, als deren am meisten charakteristisches Triebrad er die Intrigue mächtig fand, die, wie er sich in der Vorrede darüber ausdrückt, in der Kirche, in

der Politik, in der Gesellschaft, in der Liebe vornehmlich den Umschwung aller Verhältnisse bedingt habe. Aus diesen Intentionen gestaltete er ein ungemein interessantes und lebensvolles Gemälde, dem, wenn auch manche Entwicklungen zu flüchtig sind, z. B. die des Jesuitismus, jedenfalls eine gewisse Grazie und Feinheit in der Behandlung verwickelter Lebensverhältnisse nicht abzusprechen ist. Eine Sammlung seiner kleineren Novellen und Erzählungen ließ Heyden unter dem Titel „Randzeichnungen“ (1841, 2 Theile.) folgen, in denen besonders die Novelle „Die Bewerbungen“ charakteristisch für seine Auffassung der Zeitverhältnisse ist. Die exclusive Gesellschaftsphäre wird darin in allen ihren Manieren und Ausgesuchtheiten einer schneidenden Charakteristik unterzogen. Zugleich wird hier der Versuch gemacht, die sogenannte emancipirte Frau in vollkommener Uebereinstimmung mit aller Schönheit und sittlichen Begränzung der weiblichen Natur erscheinen zu lassen. Der Dichter hat in dieser Novelle gewissermaßen ein Gegenstück zu dem Lustspiel „Die Modernen“ geliefert, in welchem zum Theil dieselbe sociale Zeitfrage von der Seite ihrer Verzerrung lustig und witzig genug wiedergespiegelt wurde. Mit großer Vorneigung kehrte Heyden sodann zu der episch-romantischen Muse wieder zurück, bei der er in behaglicher und stillinniger Ausföhrung zugleich dem künstlerischen Formtrieb, der ihn beständig reizte, Genugthuung geben konnte.

Besonders gewährte es ihm großes Vergnügen, seiner Meisterschaft in der Terzine, die namentlich in der letzten Zeit seines Dichtens zu einer ihm ungemein geläufigen Lieblingsform geworden war, nachzuhängen und ihr selbst an Stoffen leichterer Natur ein Genüge zu verschaffen. Seit dem Jahre 1845 war er fast beständig mit episch-romantischen Erzählungen im Zug gewesen, unter denen bisher nur „Das Wort der Frau“ (1845. 3. Ausg. 1851), „Der Schuster zu Ispahan“ (1850) und die seiner Tochter Charlotte gewidmete „Königsbraut“ (1851) im Druck erschienen, während andere nicht minder anziehende noch Manuscript verblieben sind. Wie behaglich sich Heyden in diese Productionen einspann und wie viel sie ihm für sein eigenstes persönliches Leben gewährten, geht aus der Stelle eines Briefes an seinen (dem Bergfache gewidmeten) Sohn August hervor: „Von meinem Leben und Treiben hier wüßte ich wenig Neues zu melden. Ich vereinsame immer mehr, denn ich finde, außer meinem Familienkreise, Niemand, der mich versteht, der Theil nimmt an meinen innigsten Bestrebungen. Ich komme mir vor wie eine Blume, die in der Mitte eines großen Kornfeldes steht. So lange sie blüht kommt Niemand zu ihr, sieht sie Niemand, erfreut sich Niemand an ihren Farben, ihrem Dufte. Erst wenn das Korn abgemäht wird, und die Sense auch ihren Stiel durchschneiden hat, kommt sie als Leiche zum Vorschein und irgend eine Schnitterin steckt

ſie ſich an die Bruſt. In ſolchem Zuſtande ergreift es mich um ſo ſchmerzlicher, daß in dieſen Tagen mich ein lieber Freund für immer verläßt, der dieſen Sommer hindurch ermunternd mir zur Seite ging und deſſen Umgang ich ſo viele glückliche Stunden verdanke, nämlich mein guter Schuſter aus Iſpahan. Das Gedicht, welches die Begebenheiten dieſer guten harmloſen Seele zu erzählen unternommen, iſt — leider! — fertig, und ich muß Abſchied nehmen von dieſem mir ſo herzlich lieb gewordenen Gumpen. Ich muß ihn, nachdem ich ihn wohlmeinend begleitet vom Schuſterſchemel bis in das Ehebett einer Sultana, nun in die Welt ſchicken, damit er ſich ſelbſt ſein weiteres Glück ſuche, für das ich nicht wirken kann. Armer Schelm! Wer wird ihn in dieſer großen Wüſte voll Lärm, aber ohne Daſen mit Quellen und Palmwäldern, lieben und beſchützen! Es iſt nicht einmal gewiß, ob er einen Händler (Verleger) findet, der ihm ein Kleid gibt, und ihn auf dem Sklavenmarkte den ungläubigen Moslemin, deren Geſamtheit man Publikum nennt, zum Ankaufe ausſtellt. Armer Schuſter! Wäreſt du bei deinem Leiſten geblieben! Noch ärmerer Dichter, der ihn aus ſeinem ſtillem Aſyle auf die ſtürmiſche Fluth der Deſſentlichkeit gelockt. — Leider lebe ich nur noch, wenn ich dichte, und wenn ich nichts mehr zu dichten habe, ſieht es übel um mich aus.“

Aber auch ſeine leicht hingeworfenen Dichtungen,

mit denen er sich nur einzelne poetische Augenblicke inmitten unaufhörlicher Geschäftsthätigkeit errungen zu haben schien, standen ihm stets in einem großen Zusammenhang von Welt und Zeit. So schrieb er über „Das Wort der Frau“ an F. h. Mundt unter dem 22. Oct. 1845: „Der große Gedanke der Frauen-Emancipation ist von diesem Zeitalter auf das Kläglichste und Gemeinste mißverstanden worden, und zwar nur allein deshalb, weil es keine Epoche gab, welche an dem Begriffe wahrer — nicht bloß in Formen beruhender — menschlicher Freiheit und Liebe ärmer war, als die gegenwärtige. Dieses Wort der Frau ist mein letztes Wort über diesen Gegenstand. Ich wollte darin anschaulich machen, daß die Zeit, welche man in der deutschen Geschichte vorzugsweise die ächt deutsche und starke mit Grund nennt, den Frauen die würdigste Beachtung widmete, und daß die Helden jener Periode ihnen deshalb gestatteten, stark, frei und bedeutend zu sein, weil ihr eigenes Wesen nur auf Kraft und Freiheit fußte, und weil Liebe und Treue in ihnen war. — Der Sommer ist vorübergegangen und wir haben uns nicht gesehen. Es liegen schon Jahre zwischen unserm letzten Händedruck, mein geliebter Freund! Dieser Gedanke stimmt mich wehmüthig, denn welch himmlisches Gut ist der Besitz des bewährten Freundes. Diese Zeit weiß wenig, was Freundschaft ist, und die solche empfinden sind Eingeweihte in einen höhern Orden, der

über die Schranken der Menschheit hinausreicht. Was hätten wir uns Alles zu sagen! Mit dem Schreiben wird eigentlich wenig gethan. Nach Allem, was ich höre, sind die Wirkungen Ihrer Vorlesungen sehr groß. Vielleicht zu groß für Ihre amtliche Beförderung. Die heutigen Machthaber wollen zwar ihre Gemächer bunt ausmalen lassen, aber nur durch die Schablone, die sie selbst ausgeschnitten; sie wollen viel Pinselerei im Tempel der Wissenschaft und Kunst, aber nur nach Musterblättern von ihrer Composition. Das ist ihr Historisches. Sie sprechen immer von Geschichte, aber mit dem Vorbehalte, daß man keine neue mache. Die alte lassen sie frisiren, damit sie in ihre Kanzleien und Salons paßt. Was wird nun daraus? — Ich fühle mich unbehaglich aufs Aeußerste. Bisweilen rette ich mich in die Poesie. Seit lange habe ich nicht so viele kleinere lyrische Gedichte gemacht als jetzt. Es ist mir damit so, als müßte ich mein Herz ausbluten lassen, wenn es zu voll ist von unterdrücktem Weh. Ich halte mir ordentlich ein poetisches Album, in das ich meine Herzensergießungen niederlege. Niemand sieht es als meine Frau, die treue verständige Begleiterin aller meiner Bestrebungen.“

Ein dermaßen in Poesie und Sinnigkeit abgeschlossenes Leben führte nicht zur Verweichlichung in Lebensgewohnheiten und Denkweise. Heyden erhielt sich in allen Beziehungen eine einfache und gediegene Stärke des We-

fens, die, auf sich selbst gestellt und unabhängig in ihren innersten Bewegungen, mit keinem Dinge prunken, aber auch in keinem sich etwas vergeben wollte. Es gibt viele Conflicte in heutiger Zeit, über welche der einfach festgehaltene Begriff eines Ehrenmannes am besten hinaushilft. Dieser Begriff, der in Heyden seine schönste Blüthe feierte, diente ihm in bester Wirkung überall da zur Folie, wo er sich mit seiner Person den Verwickelungen der Zeit und der neu auf die Bahn getretenen Principien gegenüberbefand. Es war Sache des Heyden'schen Naturells, daß er sich als Politiker auf die conservative Seite neigte, aber er wollte auf dieser durch weise Benutzung und thatkräftige Entfaltung zum Theil in Erfüllung gehen sehen, was auf der Volksseite in ungestümen Forderungen und erfolglosen Ueberstürzungen sich angedeutet und jedenfalls einen wahren Kern entblößt hatte. Es war darum möglich, auch in der Politik mit ihm zu verkehren, wenn man auch, wie dies beim Schreiber dieser Biographie der Fall war, nur mit wenigen seiner Ansichten übereinstimmen konnte. Es war aber jener unantastbare Standpunkt des Ehrenmannes, auf den sich Heyden immer mit Erfolg zurückzog, wenn es sich darum handelte, Zumuthungen abzuweisen, die entweder nach Links oder nach Rechts seiner Persönlichkeit zu nahe treten wollten. Auf allen Seiten war dazu in den principiellen Verwickelungen der letzten Jahre ausreichende

Gelegenheit gewesen. So hatte Heyden schon in früherer Zeit (1843) mit einer hartnäckigen Entschiedenheit, welche fast seine amtliche Stellung gefährdet hätte, sich geweigert, die Geschäfte der Censur in Breslau zu übernehmen, die ihm übertragen werden sollten und die zum Theil mit dem Departement zusammenhingen, dem Heyden auch in seinem sonstigen amtlichen Wirkungskreise angehörte. Als auf seine Vorstellungen, daß er sich zu einer solchen Arbeit ganz und gar nicht eigne, anfangs keine Rücksicht genommen zu werden schien, erklärte er, daß er jedenfalls nie etwas streichen werde, wenn er trotz seiner Ablehnung genöthigt werden könne, Censor zu sein. Zugleich stellte er aber für diesen Fall sein gänzlichcs Ausscheiden aus dem Staatsdienste in Aussicht, obwohl seine Lage dadurch eine gänzlich preisgegebene geworden wäre. Das Censorgeschäft schien ihm ein seinem Namen aufgedrückter Makel, den er seinen Kindern nicht hinterlassen zu dürfen glaubte. Ein in dieser Ausgabe abgedrucktes Gedicht „Censur“ (S. 211) spricht es in einer merkwürdigen Bewegung aus, wie er sich aus dieser Angelegenheit eine förmliche Ehrensache gemacht hatte. Auf der andern Seite wandte er sich von den revolutionnaircn Bewegungen des Jahres 1848 ab, ohne in der Beurtheilung ihrer innersten Ursachen irgendwie mit der reactionnaircn Partei auf einer und derselben Linie zu stehen. In dem zuvor angeführten Briefe an seinen Sohn August (vom 29. Sept. 1849) drückt

er sich darüber sehr charakteristisch aus: „Neues giebt es hier gar wenig. Die Herren Dr. Stein und Dr. Elsner sind in Anklagestand versetzt, wegen ihrer Mitwissenschaft an der Gmeute des vorigen Mai, Stein indeß nicht verhaftet, wohl aber suspendirt. Die Revolution fängt an zu langweilen, und das ist ein wenigstens entscheidendes Resultat. Das Ueble in ihr mag untergehen, aber mitten in dem Staub, den sie aufwirbelte, waren auch manche Saamenkörner des Guten. Wenn man diese untergehen ließe mit dem Uebeln, wäre es sehr zu beklagen, man hätte dann den Willen Gottes in der Weltgeschichte verkannt, und übersehen, daß Gott die Gewitter sendet nicht bloß zu schrecken, sondern auch die Erde zu befruchten und die Luft zu reinigen.“

Schon seit den letzten zehn Jahren hatte Heyden nur mit prophetischem Weheblick in die Zukunft geschaut. An seine Schwester Charlotte von Krauseneck, mit der ihn ein ungemein inniges Liebeleben verband, schrieb er im Jahre 1849: „Ueber öffentliche Zustände, wie sie jetzt stattfinden, mag man kaum reden. In diesem allgemeinen Schiffbruche alles menschlichen Glückes suche ich für mich zu retten, was ich kann, wie der Schiffbrüchige irgend ein in den Wellen schwimmendes Brett ergreift, um sich daran zu erhalten, so lange es eben geht. Ich fliehe, so oft ich mir nur einen Augenblick Muße in meiner geschäftsvollen Zeit erringen kann, in die Gebiete des Wahren,

Guten und Schönen, und finde darin Trost und Erquickung, Stärke und Hoffnung. Auch ich werde natürlich jeden Tag älter, mein Haar wird dünner und farbloser, mein Körper verliert seine frühere Frische und Spannkraft, aber mein Geist bleibt jung, frisch, reich und schöpferisch. Der hält mich aufrecht und streut mir noch immer Blumen auf einen Pfad, der sonst so mühsam und bedenklich ist.“ Es war ihm oft, als ahne er ein großes Unheil, das die ganze Menschheit und Civilisation betreffen würde. Er sah die leisen Schatten, welche manche Ereignisse im Voraus über die Zeit warfen, und manche Wendungen für Personen und Zustände waren von ihm in den einzelnsten Nüancen, wie sie eingetroffen waren, vorausgesagt worden. Die Berührung mit Naturen seiner Art ist darum immer an Aufschlüssen reich, weil sie das feinfasertete Instrument sind, über welches der Geist der Zeit in seinen heimlichsten Schwingungen hinsfährt, und das schon dem fernen Windhauch ertönt, der erst im Heranziehen begriffen ist. Wie genau er seine Zeit in ihrem innersten Geäder kannte und allen ihren geistigen und politischen Richtungen das Horoskop zu stellen wußte, geht auch aus dem größern Gedicht „Die franke Zeit“ hervor, welches in dieser Ausgabe seiner Gedichte Aufnahme erhalten und als ein Abschluß seines Verhältnisses zur Gegenwart und ihren bewegenden Richtungen vornehmlich charakteristisch für ihn ist.

Mit kräftigem, einer mächtigen Entscheidung durch Thatfachen sich zuneigenden Sinn beurtheilte er auch die neuesten Verwickelungen zwischen Oesterreich und Preußen namentlich in der deutschen Einheitsache. So schrieb er am 22. Februar 1849 an seinen Sohn August: „Säße jetzt der große Friedrich auf dem preussischen Thron, so wäre er wahrscheinlich in vier Wochen deutscher Kaiser, ohne sich an Oesterreich zu kehren, und ließe es darauf ankommen, ob Oesterreich ihm und dem deutschen Reiche den Krieg erklären wollte. Der große Friedrich würde diesen Krieg, selbst wenn Oesterreich Rußland zum Verbündeten hätte, so wenig fürchten, als er diese Feinde fürchtete, da er den siebenjährigen Krieg anfang; und da die Entschlossenen, Muthigen, Wagenden meist immer gewinnen, würde er auch siegen. So kühne und große Entschlüsse würden auch die Sympathien des ganzen übrigen Europa dem Helden der deutschen Einheit zuführen. Ein solcher Krieg würde auch mit Einemmale allen Unruhen und innern Zerrwürfnissen in Preußen und Deutschland ein Ende machen und wahrscheinlich die Spaltungen zwischen den einzelnen Bestandtheilen der österreichischen Monarchie so steigern, daß in dieser eine völlige Auflösung unvermeidlich wäre. Preußen und Deutschland würden als die glänzendsten Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen!“

Nachdem Heyden in rastloser Thätigkeit sein Leben

schnell dahingelebt hatte, sah er sich zuerst im Jahre 1850 von bedenklichen Krankheitsymptomen befallen. Sein Uebelbefinden hatte sich schon seit einiger Zeit durch Engbrüstigkeit, Husten und auffallend werdende Schwäche angekündigt, und diese Zufälle waren durch eine Cur in dem schlesischen Bade Reinerz nur dermaßen verschlimmert aufgetreten, daß er in einem vollkommenen kranken Zustande nach Breslau zurückgebracht werden mußte. Mit dem Husten hatte sich Blutauswerfen verbunden und die Gereiztheit seines Athems, der bei längerem Sprechen nicht mehr ausreichen wollte, nahm auf eine immer bedenklichere Weise zu. Indeß richtete er sich bald auch in heiterer Ergebung mit diesen Uebeln ein, so gut es irgend gehen wollte, und setzte selbst seine amtlichen Geschäftsarbeiten fort, die er sich aus dem Regierungsgebäude in sein Haus verlegen ließ. Der liebenswürdige häusliche Kreis, der ihn umgab, hatte sich in seinem Arbeitszimmer eingerichtet, und in dieser Gemeinschaft war ihm stets trostreich und hoffnungsfreudig zu Muthe. Im nächsten Jahre, im Mai 1851, mußte die Reise nach Karlsbad zum Gebrauch des dortigen Brunnens angetreten werden. Die gewaltige Wirkung dieser Quellen schien auch die Wurzel seines Uebels kräftig zu ergreifen, und seine Zustände nahmen eine so günstige Wendung, daß er sich plötzlich wie von neuer Gesundheit und Jugend durchströmt fühlte und er mit frischem Athem und neuen Kräften schon die anstrengendsten Bergspazier-

gänge in der romantischen Umgebung von Karlsbad unternehmen konnte.

Indem er so mit neuen Lebenshoffnungen die Rückreise von Karlsbad antrat, gefellte sich diesem anscheinend so glücklichen Wendepunkt noch ein neuer Lebensreiz bei, der sich ihm in der Aussicht auf das Wiedersehen seiner Schwester darbot. Der Wunsch danach war in der letzten Zeit um so mächtiger geworden, da der im Jahre 1850 erfolgte Tod seines Schwagers, des General von Krauseneck, an dem Heyden mit der innigsten Liebe hing, ihn noch mächtiger nach der persönlichen Wiederbegegnung mit einer über Alles geliebten Schwester hindrängte. Dieses Zusammentreffen fand unter den angenehmsten und beglückendsten Verhältnissen in Mischwitz statt, einem der Frau von Rixenberg zugehörigen Schlosse bei Wurzen, wo sich für Heyden zugleich ein durch die liebenswürdigsten und seltensten Vorzüge ausgezeichnete Kreis eröffnete, in dem er mit der größten Befriedigung und unter den schönsten Anregungen verweilte. Von dort kehrte er wieder, gegen Ende des Juni 1851, nach Breslau in die gewohnten Lebensverhältnisse zurück, in deren Besitz er aber nur noch kurze Zeit hindurch gelassen werden sollte. Die früheren Leiden kamen bald mit erneuerter Heftigkeit wieder, und machten jetzt zuweilen auch auf seine Seele einen beängstigenden Eindruck, da er sich noch mit so manchen starken Bänden und Pflichten an die irdische Cri-

stenz gekettet fühlte. In seiner letzten Lebenszeit war auch der fromme Grundzug seines Wesens, der in der Poesie eigentlich nur einen andern Ausdruck gesucht hatte, wieder stärker und unmittelbarer herausgetreten. Das Dichten blieb jedoch auch hier die eigentliche Sprache seines Lebens, und es gewährte ihm eine wunderbare Erquickung, in dieser Zeit, wo seine Uebel von Tag zu Tag mehr nach dem entscheidenden Moment hindrängten, geistliche Lieder in kraftvoller Erbauung zu dichten. Sein schöner, edler Geist, der in wunderbarer Reinheit und Klarheit aus den schlechten Händeln der Welt und Zeit sich erlöste, faltete sich noch einmal in diesen harmonischen Rhythmen zusammen, um seine Existenz als Dankgebet darin auszuhauchen. Dann öffnete er seine treue Dichterbrust der ihn umfangenden Unendlichkeit. Er starb am 5. November 1851 in der Morgenstunde um sechs Uhr. Zu seiner Tochter Charlotte hatte er schon den Tag vorher gesagt: „Ich sterbe nicht in der Nacht, sondern am Morgen früh, mit Sonnenaufgang, den Tag aber weiß ich noch nicht genau.“

Der treffliche und vielverdiente Dr. Weinert in Charlottenbrunn hat in dem dortigen schönen Thal, dicht an dem Wege, der nach Altwasser führt, und auf einem Aussichtspunkte, welchen Heyden besonders liebte, zu seinem Gedächtniß die Heyden-Buche gepflanzt, die mit einem einfachen Sandsteinwürfel, welcher auf gußeiserner

Blatte diesen Namen trägt, versehen wurde und zugleich die einzige würdige Abtragung der Schuld Schlesiens an diesen Dichter ist. Wir selbst glauben dieses Charakterbild unseres unvergeßlichen Freundes nicht bezeichnender abschließen zu können, als mit seinen eigenen Worten über sich, die wir einem Briefe an seine Schwester Charlotte von Krausebeck entnehmen dürfen: „Als Dichter bin ich geboren, als Dichter lebe ich, als Dichter will ich sterben. Sei die Zeit meinen Bestrebungen auch nicht günstig, was frage ich nach der Zeit? Der Gott in mir kennt keine Zeit; er erfüllt in rastloser Production seine Bestimmungen!“

Theodor Mundt.

Inhalt.

Friedrich von Heyden's Leben	Seite V—XLVIII
--	-------------------

Welt und Gemüth.

Herz in Unruhe	3
Jugendträume	4
Der dritte Mann	7
Seufzer von Oben	8
Blumenphantasterei	9
Vom Berge herab	12
Bergwanderung	15
Die Bergführer	17
Die Forelle	20
Den Berg hinauf	22
Im Walde	23
Forscher und Dichter	26
Natur und Dichter	30
Friedenswort	31
Der Händedruck	33
Befriedigung in der Nähe	34
Flammende Liebe	36
Griechisches Alterthum	38
Deutsche Vorzeit	41
Der Mond im Wasser abgespiegelt	46
Der Mond hinter dem Thurme	48
Sternenhimmel	49

L.

	Seite
Naturfarben	51
Der verirrte Schwan	53
Nach der Ferne	55
Nach Oben	58
Gegensätze	62
Die rechte Weise	65
Das Rechte	68
Todesgedanken	70
Freiheit	72
Die Stille	75
Plötzliche Wirkung	77
Der Vogel	79
Die geschlossenen Augen	81
Glockentöne	83
Zugvögel	86
Scherbenberg	89
Nachmittagslied	91
Sommerfäden	94
Der Pilgrim	95
Pilgers Sterbelied	99
Vaterland	103
Wanderung der Vögel	108
Der Zauberbach	110
Trifels	115
Trifels noch einmal	121
Armes Herz	124
Frühling wieder	127
Rothe und weiße Kose	130

Sonette.

Dichtertrieb	133
Der Baum	134
An die Wolken	135
An einen Schwan	136
Leu und Licht	137
Neigung und Pflicht	138
Wort zur rechten Zeit	139
An Maria	140

	Seite
Was geblieben ist	141
Sonst und Jetzt. 1. 2.	142
Frommer Wunsch	144
Lebensfrüchte	145
Erfte Frage	146
Die Jugend	147
Das alte Lied	148
Die Gährung	149
Verbesserungsversuche	150
Mühe ohne Dank	151
Das Volk wie es ist	152
Die Volksverführer	153
Charfreitag	154
Ostermorgen	155
Pfingsten	156
Einziges Mittel	157
Der neue Bau	158
Deutsche Einheit	159
Was fehlt	160
Erfte Frage	161
Harmonie	162
Das neue Eden	163
Irrlichter	164

Aus der Gegenwart.

An die Zerrissenen	167
Wasserfall	169
Begeisterung	170
Gelehrte Predigt	172
Der historische Christus	174
Das historische Christenthum	177
Trost des Dichters	180
Todtenfeier des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III.	186
Bei dem Regierungs-Antritte des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV.	189
Die Geschoffe	195
Das Königswort	197
Der Bannyr und die Camarilla	200
Der Einzug des Königs in Breslau im Jahre 1841	203

	Seite
Das bengalische Feuer	209
Censur	211
Patriarchen, und wer sonst	214
Aufwärts	217
Die rechte Mitte	220
Die Thräne des 19. März 1848	224
Glaube, Liebe, Hoffnung	225
Poesie nach der Mode	228
Rovellenfigur nach der Mode	229
Wohnungen zu vermietben	230
Nein	233

Der Zeit Krankheit, Tod und Wiedergeburt.

Die kranke Zeit im Jahre des Heiles 1840	241
Das Consilium	244
Der Publicist und noch Jemand	260
Der Zeit Begräbniß	271
Zeitlose Zeit	281
Das Begegnen am Grabe	297
Das Gesicht	306

Welt und Gemüth.

UNIV. OF
CALIFORNIA

THE
MUSEUM
OF
ARTS
AND
CRAFTS

Herz in Unruhe.

Abendstern in blauer Luft,
Berg und Wald in goldnem Duft.
Aus der Ferne Glockenhall.
Himmelsfrieden überall.

Du nur, glühend Herz, ahst nicht
Willst nicht still und friedlich sein.

Laß dem Herzen seine Blut,
Seinen Schlag, ob Alles ruht,
Wenn es kalt wird und erschläfft
Stirbt die Liebe, stirbt die Kraft.
Göttliches wird nur erlebt,
Wo mit Kraft die Liebe strebt.

Jugendträume.

In dem Schatten dieser Bäume
 Lauschen hundert Jugendträume:
 Während ich vorüberwalle
 Kommen aus dem Dunkel alle,
 Wisen, flüstern, singen, wehn,
 Wollen wieder mit mir gehn.

Aber ich, so streng wie selten,
 Will zurück die Lofen schelten:
 Ihr seid falsch wie Wind und Wogen,
 Habt mich hundertfach betrogen.
 Ich ward alt und klug dazu.
 Geht, und laßt mir meine Ruh.

Mir entgegen sie bescheiden:
 „Sollen wir dich gänzlich meiden,
 Wolle dich uns nur bequemen,
 Daß wir von dir Abschied nehmen.“

Hast genug mit uns verkehrt,
So daß wir des Abschieds werth.“

Und ich bin so schwach alleben,
Ihren Bitten nachzugeben.
Wie sie flüstern meinen Ohren
Hab ich bald mein Spiel verloren,
Denn sie wecken in der Brust
Alte, wehmuthsvolle Lust.

Bei dem Wirren ihrer Lieder
Bin ich bald der Knabe wieder,
Der in längst vergangnen Tagen
Kek sein Saitenspiel geschlagen,
In dem Wald, an Baches Rand
Überall Entzücken fand.

Und nun soll den Rosen glücken
Neu zu wecken dies Entzücken.
Frei wird mir der Busen wieder,
Die Beklemmung sinket nieder,
Und es faßet kaum mein Sinn
Wie so ganz ich glücklich bin.

Süße Jugendtraumgestalten
Bleibt, ich will euch all behalten.
Ja, wie lang, wie kurz mein Leben —
Es sei ganz euch hingegeben,
Bis — gemacht, ich schließe schon,
Denn man spricht nicht gern davon.

Der dritte Mann.

Wenn Seelen sich finden sehnsüchtig zu zwei,
 Sogleich ist ein Dritter — ein Engel — dabei.
 Der folgt jedem Blick, jedem Wort auf der Spur,
 Der hütet die Lippen, trägt ein jeden Schwur.

Der mißt das Begehren noch tief in der Brust,
 Auf himmlischer Waage wägt irdische Lust.
 Was die Lippe nicht nennt, hat der Trieb ihm gesagt,
 Was noch nicht vollbracht, ist für ihn schon gewagt.

Und wenn, was geschieht, vor ihm Probe nicht hält,
 Wenn Aufwärtsbestimmtes zernickt wird, und fällt,
 Dann wendet der himmlische Zeuge sich ab,
 Bricht über den schuldigen Häuptern den Stab.

D denkt, wenn im Schwelgen euch Liebe berauscht,
 Des Zeugen, der prüfend zu Seiten euch lauscht.
 Ein Augenblick, — erst in Entzückungen roth,
 Bringt, maßlos durchstürmet, dem Frieden den Tod.

Seufzer von Oben.

Im Fenster muß ich stehen, wenn früh der Morgen weht.
Die Maid dort unten im Garten begießt ihr Narcißbeet.
Ich weiß nur ihren Namen, mich aber kennt sie kaum.
Mir zeigt ihre Blütenschönheit allnächtlich jeder Traum.

Wohl darf ich offen stehen, denn sie bemerkt mich nicht.
Sie hat für ihre Blumen nur Sinn und Augenlicht.
An Reinheit und an Milde scheint sie den Blumen gleich.
Das Auge geht mir über, das Herz ist mir so weich.

Mein Traum zwar ist verwegen, mein Wachen schüchtern nur.
Mir ist sie wie das Sternbild im nächtlichen Azur.
Nach ihr, nach ihr! die Sehnsucht mit reiner Flamme strebt.
Hinweg, hinweg! der Zweifel in heißem Schmerze bebt.

Ich darf nicht in den Garten; er ist mir fremd durchaus.
Ihr Vater und die Mutter bewohnen ein schönes Haus.
Ich hause mit den Schwalben hier oben, unter dem Dach.
Begoßen sind die Blumen. — Sie geht. — O dürft' ich nach!

Blumenphantasterei.

Ein neuer Kampf beginnt auf Erden,
 Es soll der Winter aus dem Land.
 Ein Silberglöckchen möcht' ich werden,
 Bei mürbem Schnee der Hoffnung Pfand.
 Wohl gnügte mir ein Wonneleben,
 Das einer Biene Zuspruch gab,
 Und gerne legt ich dann mein Leben
 Zu neuer Frühlingsstörkung ab.

O schöne Wanderung der Seele:
 Weil in des Weichens leuschem Schoos
 Ich neues Dasein mir erwähle.
 Verflüchtigung im Duft mein Loos
 Die holde Schaar der Schäferinnen
 Umschmeichelt lind mein Balsamgruß.
 Man sieht entzückt; man geht von hinnen.
 Das Weichen küßt den schönsten Fuß.

O Rose! Rose! schön vor Allen,
 Mein drittes Leben, nimm es hin.
 Der Rabischah der Nachtigallen
 Umbuhlt die Blumenfultanin.
 Hinweg! — Die jüngste naht der Musen.
 Sie breche mich im Jugendroth.
 In Rausch gewiegt auf ihrem Busen
 Durchschwelg' ich meinen Wonnetob.

Doch wach' ich an dem Silberthron
 Des Elfenstaates wieder auf,
 Als Lili mit stolzer Krone
 In wunderbarem Lebenslauf.
 Mein Ambra stillt den Durst der Geister,
 Und meine Seele flieht entzückt,
 Wenn lächelnd mich der hohe Meister
 Zum Stabe seines Zaubers pflückt.

Dann ist mein irdisch Sein beschlossen.
 Der Nebel fällt, den ich verließ.
 Ich finde mich, wo Sterne sprossen,
 Als Zephyrhauch im Paradies.

Ich schweb' empor. Welch selig Schweben
Durch goldner Bäume Glockenspiel!
An diesen Balmen hinzustreifen,
O Seligkeit! — Zu viel! — Zu viel!

Und darf ich vor dem Throne weben?
Den Athem Gottes in mich ziehn?
Schon fühl' ich ihn. Mein rastlos Schweben
Neigt sich entzückt zur Erde hin.
„Empor zur Kraft, ihr Dulder, lauschet
Dem Geisterwort, es kündet Glück.
Die Woge sinkt, der Sturm verrauschet.
Der Vater ruft sein Kind zurück.“

Vom Berge herab.

Ich stand auf hohem Berge, und sah hinab ins Thal.
 Es lag die weite Gegend goldhell im Sonnenstrahl.
 Gleich Aern auf dem Rücken der weißen Frauenhand,
 Sich schlängelten die Dörfer durch angebautes Land.

Da ging mir's durch die Seele: „Wohl schön als Aussicht ist,
 Was bang das Herz erschüttert, wenn man das Wesen mißt.
 Wie viele Sorgen wohnen in diesen Hütten wohl,
 Wie vieles warme Hoffen erwies sich dort als hohl.“

„Wie schimmern dort die Bäche hellsilbern in dem Schein,
 Und ach! wie viele Thränen da fielen wohl hinein.
 Wie treiben dort auf Wiesen die Heerden ihre Lust,
 Doch welcher Kummer naget an ihres Hirten Brust.“

Da war's, als ob die Schuppe mir von dem Auge wich.
 Ein ganz besonderes Ansehn ergab sich da für mich.
 Die Sorgen, Kengsten, Nothe tief unten konnt ich schaun.
 Sie stiegen auf als Wölkchen, und wirbelten im Blau'n.

Jedwedem Hüttendache, jedwedem grünen Hag
 Entquollen graue Nebel, umschleierten den Tag.
 Es zog sich dicht zusammen. Im Schatten lag die Klur.
 Kaum blickte noch durch Spalten des Himmels Lichtazur.

Und aus den schweren Dünsten drang bis zu meinem Ohr
 Der allgemeine Jammer, der Klageton empor.
 Erst war es dumpfes Grollen, dies wuchs zum Donnerhall.
 Es ging mir durch die Seele der große Webeschwall.

Ich riß mir auf den Busen, und flehte: „Wär's gerecht,
 Daß Eines Fall erhöhe dies ächzende Geschlecht,
 O möchte dann zerspalten mein Herz ein Wetterstrahl,
 Und stockten dann die Thränen, die Klagen auf einmal.“

Da ging ein lindes Säufeln durch all den Nebelkampf,
 Ein warmer Friedensathem beschwichtigte den Kampf.
 Ein Lichtstrahl, ein Zertheilen, kaum merklich wie's geschah:
 Dann klang es, wie durch Harfen, aus Wolken: „Ich bin da.“

Und prächtig wuchs die Stimme. Sie trug der Wiederhall
 Von Bergen zu den Thälern beschwichtigend durch's All.
 Da kam die Klarheit wieder. Die Klagen stillten sich.
 Im weißen Glanz verherrlicht lag rings die Welt um mich.

Zwar hing in jeder Blume der Thrämentropfen klar,
Doch spiegelt er in Farben so rein, so wunderbar.
Aus allen jenen Hütten, von Wiesen fern und nah,
Schien leiser Hauch zu flüstern: „Geduld, denn Er ist da.“

Bergwanderung.

Den Berg empor auf steilen Pfaden
Bedeckt von grüner Waldesnacht.
Des weichen Mooſes Trieb zu baden
Dringt Quellsilber aus dem Schacht.
Und wie von Stein zu Stein es zittert
Stiehlt ſich durch's Blätterdach ein Strahl.
Ein demanthelles Leuchten wittert
An reiner Flut ein kurzes Mal.

Der Athem iſt der Bruſt entgangen,
Und ſchneller, voller, ſchlägt das Herz.
Den Geiſt beſchleicht ein ſelig Bangen,
Ein ſüß' Gemisch von Luſt und Schmerz.
Der kurzen Raſt quillt aus den Düſten
Des Thymian die neue Kraft,
Doch aus den nächtlich tiefen Klüſten
Steigt dünner Nebel geiſterhaft.

Und rüstig strebend, weiter, weiter!
Schon öffnet sich ein breiter Steg.
Der blaue Himmel leuchtet heiter
Auf dem umgrasteten Blumenweg.
Das Reh springt auf, und flieht zur Seite.
Schon weicht der Haselbusch zurück.
Durch Öffnungen erscheint das Weite,
Und in die Mähen tritt das Glück.

Ha! Dieser Schritt noch auf den Gipfel.
Da liegt die Herrlichkeit der Welt.
Zu Füßen tief der Tannen Wipfel,
Und Berg an Berg weit ab gestellt.
Es irren im Gebirg die Blicke
In Ebnen dann verlierend sich,
Und über irdische Geschehnisse
Hebt sich die Seele königlich.

Die Bergführer.

Auf dem höchsten Kamme nun keuchend angekommen
 Klag' ich, daß man unten nicht Führer angenommen.
 Wiesen, Knieholz, Felsgeröll, aber nirgends Pfade.
 Trieb ich irre mich umher, um die Zeit wär's schade.

Nebel ziehen auch herbei. Oh' sie weiter wehen
 Kann man nicht, obgleich es Tag, Hand vor Augen sehen.
 Aber halt! das fügt sich gut; aus des Nebels Mitten
 Kommt, ich sehe schon genau, Jemand hergeschritten.

Wohlgekleidet, wohlgenährt, Kapsel auf dem Rücken.
 Hämmerchen von blankem Stahl muß den Gürtel schmücken.
 Gruß um Gruß in Freundlichkeit. Wanderer sind gefellig.
 Dieser Herr kennt Weg und Steg, ist dabei gefällig.

Bote tiefer Wissenschaft, ist er hergekommen.
 Jedes Steinchen auf dem Weg wird nun aufgenommen.
 Hammer schlägt es kurz und klein. Ja, mit Stumpf und Stiele
 Reißt man jedes Plümchen aus — sind zum Glück nicht viele.

Und im schärfsten Winde mag Führer nicht erkalten
 Ueber Pflanzen und Gestein Verlesung zu halten.
 Jedes Berges Loisenhöf' weiß er anzuzeigen.
 Seine Weisheit feiert mein andachtsvolles Schweigen.

Höchst belehrend dieser Gang, lustig nicht desgleichen.
 Seele sehnet sich einmal frei umherzuistreichen.
 Hinter jener Felswand — sieh! was bewegt sich eben.
 Schlüpft ein schlanker Bub' hervor, blühend, voller Leben.

Kerzlich freilich angethan, und mit bloßen Füßen.
 Jeder Grasshalm scheint indeß diesen Fuß zu küssen.
 Mitgenommen wird er zwar, nur bemerkt erbittert
 Der Gelehrte, sein Gewand sei gar sehr verwittert.

Doch an seinem Antlitz kann ich mich satt nicht sehen.
 Seinen Blick so seelenvoll mein' ich zu verstehen.
 Wirbelt Nieder vor sich hin, die mit süßem Klingen
 Und mit wunderbarem Text in die Seele bringen.

Von den Felsen, die links, rechts, hoch wie Thürme ragen,
 Von den Burgen abwärts dort, weiß er goldne Sagen.
 Aus den Gräbern führt sein Wort Berglands alte Helden.
 Von den Gnomen aus dem Schacht weiß er viel zu melden.

Während Jener weiß docirt, flüstert er dazwischen,
 Bis sich Weisheit, Märchentand mir im Hirn vermischen.
 Endlich mag der Weisheit ich weiter nicht mehr lauschen,
 Um — zum Klügsten treib' ich's nicht — Märchen einzutauschen.

Immer weiter geht es nun. Lauter, immer lauter
 Schwagt und singt der lose Fant; immer mehr erbaut er.
 Endlich hör' ich nur auf ihn und auf seine Kunden.
 Weit zurück der Weise bleibt, ist zuletzt verschwunden.

Nun durch alle Berge führt mich der Schall alleine.
 Felsen, Klippen, Felsgestein stehn im Rosenſchneine.
 Wolken werken Gold und Licht, Perlenbäche schäumen.
 Heierlich wie Geisterſang halt es in den Räumen.

Wie die Sonne niedergeht in dem Purpurschimmer!
 Führer steht verwandelt da mitten in dem Klimmer.
 Ich erkenn' der Jugendzeit theuersten Genossen.
 Hoch im Lichte stehen wir, Brust an Brust geschlossen.

Die Forelle.

Zierliche Forelle,
Schlüpfest durch die Welle
Leicht im Sonnenstrahl.
Schlängelst zwischen Steinen,
Und berührest keinen.
Kaste doch einmal!

Unaufhaltsam weiter
Schießest du so heiter,
Blätscherst du so froh.
Athmest leichte Blasen,
Und ich hier am Nasen
Sinn' und denke so:

Zierliche Forelle,
Bist wohl klug, du Schnelle,
Weil du wehrlos bist,

Und mit Reiz bekleidet.
Die Gefahr vermeidet
So nur flinke List.

Lernt von den Korallen,
Lebt in Jugend-Wellen
Ihr den leichten Sinn.
Lockung lauscht hinüber.
Schlüpfet schnell vorüber.
Was sie hascht — ist hin.

Den Berg hinauf.

Schon steigt das Gelände
In Bergen empor.
Es thürmen sich Wände
Zum felsigen Thor.
Ermüdet das Steigen
Die Hüfte, das Knie,
Der Geist fühlt sich eigen,
Erstarkt wie noch nie.

In Ahnung erzittert
Der Busen. Es wallt
Aus Klüften verwittert
Die Geistergestalt.
Nun wirft sie den Schleier
Entschwebend zurück.
Die Ferne wird freier. —
Begeisterndes Glück!!

Im Walde.

Im Walde stilles Wandeln
Ist ewiges Verhandeln
Mit einem großen Geist,
Der mich in allen Dingen
Die Tiefe zu durchdringen
Den Sinn zu lösen heißt.

Doch ach! wie muß mein Denken
Des Staubes Druck beschränken.
Ich wall' im wachen Traum,
Bald in Gefängen klagend,
Bald Berg und Hain befragend,
Um was? — Ich weiß es kaum.

Der Baume Wurzeln winden
Gleich Schlangen sich, und binden
Zusammen Holz und Stein.

Sie ranken fort in Klüften,
Sie trinken in den Grüften
Den Saft des Lebens ein.

Und sind sie Boten, welche
Zum tiefsten Lebenskelche
Das Reich des Lichtes schickt,
Wer möchte nicht erkunden
Was sie tief unten funden,
Wohin kein Auge blickt.

Es braust herab von Gipfeln.
In grünen Eichenwipfeln
Weht ein gewaltig Wort.
Der Wurzeln stumm Erkenntniß
Hallt oben als Bekenntniß
In heitern Lüften fort.

Ich lieg' am Fuß der Eichen,
Der Kunde sondergleichen
Lausch' ich inbrünstiglich.
Doch was ist festzuhalten?
Den Inhalt zu gestalten
Umsonst bestreb' ich mich.

Nun lockt des Baches Rauschen
Den Sinn ihm abzulauschen,
Weil er so tröstlich klingt.
Auch diese Müß vergebens.
Nur daß den Drang des Strebens
Der Ton in Schlummer fängt.

Da girt im grünen Laube
Der Täuber zu der Taube.
Der Vögel Niderschall
Wird laut im Abendstrahle.
Aus quellenreichem Thale
Schlägt süß die Nachtigall.

Nun bin ich bald beschwichtigt.
Den Forschungstrieb berichtigt
Ein Wort von hehrem Schwung.
Der Wald erklingt von Liebe.
Der Sinn von Allem — Liebe! —
Licht, — Sonne, — Heiligung!!

Forscher und Dichter.

Ein Andres ist es die Natur empfinden,
 Ein Andres wieder die Natur erkennen.
 Der Dichter strebt in Eins sie zu verbinden,
 Der Forscher will zu seinem Zweck sie trennen.
 Der Dichter faffet, sich zum Heiligthume,
 Wald, Hain und Flur in ein erhabnes Ganze;
 Die Blume freut im Duft ihn und im Glanze.
 Der Forscher reißt den Busen auf der Erde,
 Nicht achtend, daß er ihren Reiz verderbe,
 Damit enthüllt ihm ihr Geheimniß werde,
 Damit in Tiefen er ein Reich erwerbe.
 Die schönsten Blumen die den Frühling schmücken
 Entwurzelt er, und eilt sie zu zerpflücken,
 Daß ihre Stelle mit Gebieterstimme
 Er im System der Wissenschaft bestimme.

Der Dichter schöpft aus der Natur den Glauben,
 Der Forscher sucht in der Natur das Wissen.
 Kein Zweifel wird den Dichter je berauben,
 Und nirgend wird er seinen Gott vermiffen.
 Er spricht ihm zu selbst aus der kleinsten Blume,
 Macht ihm den Wald zum stillen Heiligthume,
 Wölbt ihm den Aether zum geweihten Dome,
 Den sich zur Tafel macht der Astronome,
 Das Weltall zu berechnen und zu messen.
 Der Forscher wird den Zweifel nie vergessen.
 Er treibet ihn, die Stoffe zu durchdringen,
 In neue Form zersetzend sie zu bringen.
 Er will nicht ahnen, eher noch verneinen
 Was sich nicht giebt im wirklichen Erscheinen.

Verneinen, wie? Wenn dieses wird begonnen
 Wo wird es enden? Und in welcher Weise?
 Der Zweifel dringt in das Gebiet der Sonnen,
 Spannt Flügel aus zur kühnen Sternenreise.
 Auf halbem Wege zu dem großen Ziele
 Soll die Gefahr des Atheismus wohnen,
 Der fed zerlegt den Gott der Traditionen,
 Um auszufüllen das entweichte Leere
 Mit Wirkungen aus dem Gesetz der Schwere.

Der Zweifel senkt sich in den Schoos der Erde.
 Auf halbem Wege zu dem tiefsten Grunde
 Soll Zweifel, mit der Wissenschaft im Bunde,
 Den Weltenschöpfer wohl auch hier verneinen,
 Und sein am Anfang ausgesprochenes Werde,
 Das hehre Mund der reichbegabten Erde,
 Aus chemischem Proceß entstanden meinen.

Auf halbem Wege wird in solcher Weise
 Der Forscher sich vom frommen Dichter trennen,
 Der selig ruht, wenn Jenen seine Reise
 Von dannen führt. Sie mögen sich nicht kennen.
 Dem Dichter bleibt sein seliges Entzücken,
 Das Glaubenspfand mit grünem Kranz zu schmücken;
 Der Forscher ist dem friedenslosen Streben,
 Dem niegestillten Durst des Wissens hingegeben —
 Weh dem Unseligen, wenn er nicht weiter
 Als bis zur Hälfte seiner Bahn gedrungen,
 Denn nur bis dahin bleibet sein Geleiter
 Der scharfe Zweifel, der ihn hat bezwungen.
 Dort fällt er von ihm ab, weil ihn die Größe
 Des freien Geistes göttlich überwindet,
 Und ihn zurückläßt in beschämter Blöße.

Wie fern und ferner er im Nebel schwindet,
Gewahrt der Forscher dann, mit Hochentzücken,
Wie das Verneinte sich bewährt, verbindet;
Wie sich aus Sternenglanz und Sonnenklarheit,
Wie sich aus Grubennacht und trägen Stoffen
In Herrlichkeit erhebt die Gotteswahrheit.
Nun steht das Heiligthum dem Forscher offen.
Er ist am Ziel, dem höchsten, das zu hoffen.
Des Unschuld-Glaubens Zauber kehren wieder,
Verklärt, berichtet durch ein hehreres Wissen.
An dem Altar sinkt er begeistert nieder,
Den großen Weltenschöpfer anzubeten,
Und sein Gesetz. — —

An den geweihten Stätten
Wohnt hier der Dichter, — steht den Heimgekehrten,
Stimmt an sein Lied, ihn feierlich zu grüßen,
Und legt den Kranz dem Großen, Hochverehrten,
In treuer Huldigung entzückt zu Füßen.

Natur und Dichter.

Wie nah verwandt ist dir der Dichter, o Natur!
In dir ist ewig Neugefalten,
Ein Blättertreiben, Blumentelch = Entfalten,
Wenn Frühling weist auf der beglückten Flur.

Wie nah verwandt ist dir der Dichter, o Natur!
Denn auch aus seinem Innern schwellen
Stets Liebesblumen an Begeisterungsquellen,
Und Götterleben scheint ihm Frühling nur.

Ach, mit dir klagt der Dichter auch, Natur!
Von deinen hunderttausend holden Blüten
Sind neunzigtausend, welche leer verglühten,
Und tausend trieben Saat und Früchte nur.

So folget Täuschung auch des Dichters Spur.
Vom Herrlichsten, das er im Geist empfangen,
Kann Etwas kaum der Wirkung Kraft erlangen.
Gieb deinen Trost dem Dichter, o Natur!

Friedenswort.

Haben dir S t ü r m e die Seele bewegt ?

Auß ist der Tag;

Sende sie nach.

Mit ihm bestattet sei, was er erregt.

Überall herrschet die nächtliche Ruh,

Winkt zum Gebet.

Frommer, es weht

Mahnung des Friedens ein Engel dir zu.

Wolltest du nähren im Innern den Graus,

Spaltung und Streit ?

Weichet nicht weit

Dämmerung jegliche Trennungen aus.

Alles zerfließen in dunkle Gestalt.

Oben der Stern.

Ahnst du den Herrn,

Welcher die schlummernden Gärten durchwallt ?

Magst du vor göttlicher Nähe bestehen,
Zorn in der Brust?
Selige Lust,
Durch die Versöhnung zur Ruhe zu gehn!

Der Händedruck.

Sie hätte meine Hand gedrückt?

Die Hand sagt: „Nein! dich täuscht Verlangen.

Es hat dein Herz dich nur berührt,

Als sie vorüber ist gegangen.“

„Ja!“ spricht dagegen hoch im Brand

Mein volles Herz. Wem soll ich glauben?

Das Herz fühlt zarter als die Hand;

Ich lasse mir mein Glück nicht rauben.

Befriedigung in der Nähe.

An dem sonnenhellen Strande
Ging ich sinnend hin und her.
Tiefe Stille war im Lande,
Wogenbrandend schwell das Meer.

Mächtig zog mich's über wilde
Wogen in die Ferne hin,
Und die Sehnsucht schuf Gebilde
Für den aufgeregten Sinn.

Felsenküsten stiegen mächtig
Aus der Wasser blauem Schoos.
Nesenwolken rissen prächtig
Sich von Guldgebirgen los.

Und in Katarakten schossen
Ströme nieder in das Meer.
Pyramiden, glanzumflossen,
Niesentempel, hoch und hehr.

Inseln schwammen auf den Fluten,
 In der Iris Farbenschein,
 Und in tiefen Purpurgluten
 Loberte der Palmenhain.

Aber plötzlich war zerronnen
 Alle diese Zauberpracht.
 Hoch gespielt, und nichts gewonnen!
 Dedeß über nur gemacht!

Sehnsucht riß an meinem Herzen.
 Da schritt plötzlich S i e daher,
 Und in vielen tausend Herzen
 Aufzukammen schien das Meer

Nach den bunten Truggestalten
 S i e die schönre Wirklichkeit.
 S i e so nah, — wohl festzuhalten
 Dermal einst — o Seligkeit!!

Ach! sie ging wohl still vorüber.
 Wellen küßten ihren Fuß.
 Doch mein Traum schäumt nicht mehr über,
 Weil mein Wunsch ihr folgen muß.

Flammende Liebe.

Auf dem Berge stand die Holze
Einsam, hoch und wunderbar,
Weil der West im Abendgelde
Hintergrund des Bildes war.

Rings umwogt von Rosenflammen
Sah sie selbst ein Meteor.
Strahlen zuckten hoch zusammen,
Wölbend ihr ein Siegesthor.

Von dem Gipfel gegenüber
Sah' ich ihre Herrlichkeit,
Doch mein zuckend Aug' ging über
In Verblendungs = Dunkelheit.

Ja, nun mag ich wohl verstehen
Wie für sie mein Busen brennt;
Flammend hab' ich sie gesehen,
Feuer ist ihr Element.

Ja, von ihr entzündet, brenn' ich,
Mich erhebt ein Flammenmuth.
Mein auflobernd Ziel erkenn' ich,
Sinf', ein Funken, in die Glut.

Griechisches Alterthum.

Die goldnen Saiten tönen
In Dryheus' starker Hand,
Da wird der Wald den Söhnen
Ein liebes Vaterland.
Der Bach beginnt zu lehren;
Die Bäume werden laut.
Die Menschheit wird den Ehren
Der Gottheit angetraut.

Und wie sich in dem Bunde
Zur Lippe Lippe drückt,
Hat stets die Schäferstunde
Zum Kranz ein Reis geflücht.
Und als zur stillen Feier
Das Brautgemach sich schloß
Sinkt Semele dem Freier
Verlobert in den Schooß.

Der Staub nur ist gefallen,
Der Götterfunken lebt.
Ha! Sieh den Heros wallen,
Der Sieg auf Sieg erstrebt.
Die Minotauren sinken,
Die Länder sind befreit.
Die reichen Tempel winken.
Das ist die große Zeit.

Die Schlacht, sie wird geschlagen.
Die Lieder werden groß.
Die Riesenhallen tragen
Die Riesen in dem Schooß.
Da wiehern laut die Rosse
Der heil'gen Elis zu.
Wer schnellst die Geschosse? —
O Fernhinterfeger du.

Die Todten sind begraben.
Der Lieferschwanz entflog.
Die Riesenhallen haben
Wooß, Trümmer und ein Joch.

Was ist der Halbgott worden,
Der siegte, schuf und sang?
Ein Haupt von Räuberhorben
An Bindus' Felsenhang.

Doch fällt des Abends Schimmer
Auf das Ruinenfeld,
Da scheinen ihm die Trümmer
In alten Glanz gestellt.
Er sieht, was einst gelungen,
Beweint, was ihm entschwand,
Und schüttelt wuthdurchdrungen
Des Aufruhrs rothen Brand.

Deutsche Vorzeit.

Schwinge dich auf Adlerflügeln,
 Alte Zeit, aus Grabesnacht.
 In den moosbedeckten Hügeln
 Wecke keine Heeresmacht.
 Fülle mit erneutem Strahle
 Deiner Enkel Herz und Sinn,
 Schweb, Jubelkönigin,
 Von den Burgen zu dem Thale,
 Zu den leichten Hütten hin.

Ha, du kommst! Die Felsen schimmern.
 Fahnen wehn im Sonnenglanz.
 Lanzen ragen, Helme schimmern,
 Dröhnend schwillt der Waffentanz.
 Die Geschichten alter Zeiten
 Sind zu neuem Tag erwacht.
 Seht des Reiches heil'ge Macht,
 Seht die Gegenkaiser streiten,
 Seht der Deutschen Brüder Schlacht!

Schweiget, ihr Trompetenklänge!
 Endlich sei gesühnt der Fluch.
 Feindschaft, Haß und Kampfgebränge
 Hat jedwede Zeit genug.
 Weude dich mit feuchtem Blicke
 Schwergetäuschter Forscher du!
 Suchst du der Unschulds Ruh,
 O dann zurne dem Gesichte,
 Mach' die dumpe Chronik zu.

Forscher, willst du Wahrheit finden
 Blicke fest in jede Zeit.
 Jede Zeit hat ihre Sünden.
 Heiblich ist die Wirklichkeit.
 Aber lehrt nur die Geschichte?
 Wäre Wirkliches nur wahr?
 Wo das Seelenleben klar,
 Selbst im Märchen, im Gedichte,
 Wird auch Wahrheit offenbar.

Mondeschimmer webt im Thale,
 Zittert an des Burgwalls Moos.
 Ahnung ringt beim Silberstrahle
 Von des Staubes Wand sich los.

Geister wollen auferstehen;
 Nieder von dem Felsenhang
 Hauchen Lieder, Harfenklang.
 Niegehörte Stimmen wehen
 In begeisterndem Gesang.

Von den Schöffern wallt es nieder,
 Frohe Säng' er ziehn voran.
 Holbe Frauen, ernst und bieder,
 Tapfre Ritter, Mann für Mann.
 Bunte Pracht in Festgewändern,
 Heller Rüstung freudig Licht.
 Kraft, der Liebe Kronen flücht.
 Ganz umrauscht von Kranzen, Wändern
 Scheut der Fürstin Zelter nicht.

Blumen winken von Panieren;
 Blumen wehn um Helm und Schild.
 Selbst am Kreuz, das Blumen zieren,
 Strahlt des Heilands Siegerbild.
 Priester hoch im Meßgewande!
 Weihrauchwirbel, Kerzenschein!
 Zum Turnierplatz wird der Hain.

Kunden aus dem Morgenlande
Duften in das Fest hinein.

Welche Welt! Die Harfen klingen
Zu der Sänger Liebesflug.
„Frommer Schüler, — tönt ihr Singen, —
Sieh der Vorwelt Sagenzug.
Siegfried reitet mit Chriemhilden,
Denn der Nibelungenhort
Neugehoben glanzet dort.
Hast du Lust an Kraftgebilden
Walle mit zum Ziele fort.“

Folge freudig, edler Ringer
Mit der kindlich reinen Brust.
Ist die bunte Zeit geringer
Als die deine, karg an Lust.
Wende dich zu jenen Bildern
Wenn der Weltlauf Bliß dich schlug.
Grostes Licht im heitern Trug,
Ebles wollend, nachzuschildern,
Sei dem Frommen Ruhms genug.

Was der Ahnen Zeit empfunden,
Nicht, was irrend sie gethan,

Sei der Balsam deiner Wunden,
Sei die Leuchte deiner Bahn.
Hobe Frau'n voll keuscher Liebe,
Nitter fest im frommen Muth,
Reitet hin durch Sturm und Blut.
Irthum war im rohen Triebe.
Deutsches Herz ist ewig gut.

Der Mond im Wasser abespiegelt.

D Mond, du machst die Fluten
Zum Spiegel deiner Pracht,
Doch wird dein Kreis von Gluten
Treu nicht hervorgebracht.
Am Himmel, rund geschlossen
Im Silberscheibenglanz,
Rebt lang, als Streif zerfloßen,
Dein Bild im Wellentanz.

Das Schöne wirft in's Leben
Von oben seinen Schein,
Dies trinkt mit Wonnebeben
Des Urlichts Strahlen ein.
Wohl möcht' im fremden Walten
Das Leben dieses Licht
Abspiegelnd nachgestalten,
Doch ganz gelingt es nicht.

Die Form zerfließt im trüben
Bewegten Element,
Daß kaum der Blick von drüben
Das Urbild noch erkennt.
Doch dämmert ja die Ferne
Selbst vom zerfloßenen Schein.
Die Sehnsucht nach dem Kerne
Soll d'reb beflügelt sein.

Der Mond hinter dem Thurm.

Jener Thurm dort, felsendicht,
Deckt des Mondes volles Licht;
Doch ein Schimmer, weit und breit,
Kündet dessen Herrlichkeit.

An dem Himmel Silberglanz,
Um den Thurm ein Strahlenkranz;
Doch der Thurm, ein Bild der Nacht,
Hinstet in der Lichterpracht.

Bild des Zweifel's, den die Welt
Düster vor die Hoffnung stellt.
Pilger stutzt und sieht erschreckt
Gro'ger Zukunft Stern verdeckt.

Armer Pilger, zage nicht!
Siehst den Stern nicht, doch sein Licht;
Ist schon dies so klar und rein,
Wie wird dann der Stern erst sein?

Sternenhimmel.

Wolkenlos nächtliche Ferne!
Zunkengleich flimmernde Sterne!
 Schauererregendes All!
Wo sich verlieren die Blicke
Weben noch rastlos Geschehe,
 Wechseln noch Steigen und Fall.

Endlich nur sind diese Räume
Wenn ihr sie messen könnt. Träume
 Geist von Unendlichkeit nur.
Träume sind Schatten der Wahrheit,
Ahnung ist künftige Klarheit,
 Glaube folgt ewiger Spur.

Sternenmeer, sind deinen Bogen
Grenzen im Raume gezogen,
Schwinde vor Endlosem, Geist!
Schwinde nicht; — spreng die Ketten;
Nähe begeistert den Stätten,
Welche dir Ahnung verheißt.

Naturfarben.

Des Jahres Jugendzeit, der Lenz, beginnt
 Mit einer Farbe, mit dem Grünen nur,
 Das bald jedoch den bunten Schmuck gewinnt,
 Denn aus dem Grün lockt Blüten die Natur,
 Und Düste wallen aus der Blüten Menge.
 Die Vögel schmetterten buhlende Gesänge.

Der Sommer kommt auf glühendem Gefieder;
 Er duldet nur vertieftes Grün allein.
 Die bunten Blüten welken, sanken nieder,
 Unreife Frucht ist grün, und ohne Schein.
 Der Duft entschwand mit dem, was ihn geboren;
 Die Stimmung hat der Vögel Lied verloren.

Dann kommt der Herbst, um in das Grün zu tauchen,
 Es widersteht nicht seines Athems Macht;
 Doch welches Laub will er in Farben tauchen
 Und bunter als im Frühling scheint die Pracht.

4*

Gold, Purpur, Braun will sich im Wechsel zeigen,
Doch ohne Duft; und überall ist Schweigen.

So zeigen Lenz und Herbst nur Farbenfülle.

Erwartungen des Lenzes Farben sind,
Erbliht auf Hoffnungsgrün. Oh' sich erfüllte
Der kleinste Theil, entführt die Pracht der Wind.
Duft, Vogelsang verheißen Feiertage.
Die blieben aus; doch fehlte nicht die Plage.

Des Herbstes Farben, die das Grüne bleichen,

— Denn welche Hoffnung bleibt der letzten Drift! —
Wohl den Erfahrungen des Lebens gleichen,
An denen Buntheit niemals wird vermißt.
Zwar sind sie duftlos, ohne Liederstimmen,
Doch mag das Alter gerne still verglimmen.

Denn gründlich mag den Winter es bedenken

Der bald herankommt, um sein Leichentuch
Schneeweiß auf farbenlose Flur zu senken,
Den Strich zu ziehen in dem großen Buch.
Das Blatt, erst grün, dann gelb, sank freilich nieder;
Der neue Lenz bringt neue Blätter wieder.

Der verirrte Schwan.

Neulich im Haine

Saß ich am stillen See

Trüb' und alleine,

Wurde mir bang und weh.

Horch, was da klinget

Hoch aus des Aethers Mut,

Silbergeschwinget

Suchet ein Schwan die Flut.

Senket sich nieder

Auf den umgrüntem Teich,

Bläht sein Gefieder

Königlich schwimmend gleich.

Doch an dem Rande

Hündet er sich sofort.

Weißer im Lande

Sind nicht des Schwanes Vort.

Ist nicht der Dichter
Solch ein verirrter Schwan?
Mühselig bricht er
Sich durch das Schilf die Bahn.
Schwabend Geflügel
Höhnet den fremden Gast;
Ueberall Zügel,
Dumfser Begrenzung Kast.

Aber es richten
Endlich im engen Schrein
Preßender Pflichten
Schwan sich und Dichter ein.
Können vermauern
Doch uns den Himmel nicht,
Der in das Trauern
Sendet Verheißungslicht.

Nach der Ferne.

Rothern Wolkenbilder schweben
 Hoch in blauer Luft;
 Ferne Schneegebirge heben
 Sich aus goldnem Duft.
 Mächtig wallt der Strom im Hellen,
 Brausend — ach! — Wohin?
 Blicke spähen, Herzen schwellen.
 Diesen Wolken, diesen Wellen
 Folget sehnsuchtsvoll der Sinn.

Wonne, durch den Raum zu streben
 In dem Sonnenstrahl!
 Mächtig Steigen, rastlos Schweben
 Zu den Füßen Wald und Thal.
 Lichtesblitze, Fieberflammen
 Suchen, finden sich,
 Strömen hochentbrannt zusammen.
 Nein, wie sie vom Himmel stammen.
 Heben sie zum Himmel sich.

Welch ein Kämpfen, Welch ein Siegen! —

Still, getäuschtes Herz!

Deine Ahnung soll erliegen

In dem Erdenjchmerz.

Nur in Tropfen rinnt das Leben;

Kaum mag Hoffnungslicht

Dann und wann ihm Farben geben,

Wie den Vogen sie beleben,

Der durch Wetterwolken bricht.

Doch so rinnet auch die Quelle;

Dennoch glänzt sie mild,

Giebt zurück der Sonnenhelle

Reucht gemildert Bild.

Wohl, ihr mag das Dasein gleichen.

Still, doch demantheil;

Gleich der Quelle mag's entweichen

Durch die Schatten von Gesträuchen,

Friedlich wandelnd, aber schnell.

In und aus den Wassern blicken

Friedlich Mond und Stern.

In des Lebens Spiegel nicken

Lichtgestalten gern.

Stund' an Stunde, Well' an Welle,
Zieht der Fluß zum Meer.
Ha! — Wie wogt die Brandung helle!
Freuderauschend steigt die Quelle,
Stürzt hinab, — und ist nicht mehr.

Nach Oben.

In der Ebne zieht das Leben
Ueber rauher Wege Dual;
Kühne Sehnsucht, Wonnebeben
Zu den Gipfeln aufzustreben
In der Sonne goldnem Strahl!

Oben wärmt des Aethers Helle,
Stärkt der Freiheit mächtig Wehn.
Abwärts stürzt die scheue Quelle,
Ruft im Ton der Wasserfälle:
Oben darf ich nicht bestehen!

Denn was kalt geheimen Klüften
Perlenhell entsteigt,
Schwindet bald in heißen Lüften.
Seine Nahrung ist in Grüften,
Die kein Strahl dem Tage zeigt;

Wo die Dünste qualmend schleichen,
Nur in sich bewegt,
Bis zum Helsenom sie reichen,
Der sie bindet, und in bleichen
Tropfen rieselnd niederschlägt.

Doch aus dunkeln Schoos der Erde
Dringt es, schwellt hervor,
Daß der Keim zur Pflanze werde.
Gleich der Flamme von dem Herde
Schießt das Blatt empor;

Neugelt bittend in die Lüfte,
Bis der Wärme Strahl
Liebend küßt das Kind der Gräfte.
Durch die Wurzeln in die Klüfte
Dringt der Sehnsucht süße Qual.

Und die Sehnsucht ringt nach Oben.
Pflanze wird zum Baum,
Schoß auf Schoß emporgeschoben,
Von der Weste Spiel umwoben,
Setzt sich fest im grünen Raum.

Auf des Liban Felsenthronen

Weht der Cedern dunkler Hain;
Taucht aus Nebeln mit den Kronen.
Adler, Aetherfürsten wohnen
In der Wivfel Grün sich ein.

Mutter Erde sieht die Söhne

Still entzückt in heit'rer Luft,
Ihren Trost im Sturmgedröhne.
Vögel widmen ihnen Töne,
Blumen weihen ihnen Duft.

Die Giganten liebt Aurore

Wenn sie früh erwacht;
Kußt verschämt als Morgenroth
Ihre Stirnen, wenn im Flore
Noch das Thal beherrscht die Nacht.

Wie sie stehn im Rosenkranze,

Den die Liebe zärtlich sieht!
Auserweckt vom frühen Glanze
Fliegt der Nar zum Wolkenranze,
Sieg im heitern Angesicht.

Auf! Nach Oben, Geist! Dein Wagen
Hat sein Ziel, und darf ihm nah.
Reime, die verbergen lagen,
Gebirn, die gen Himmel ragen,
Zeigen dir die hohe Bahn.

Dein das All mit Licht und Wonnen,
Folge frei dem Ruf der Kraft.
Schöpfe kühn aus Flammenbronnen
Bei den Sternen, bei den Sonnen
Heil'ge Blut, die Leben schafft.

Nur hoch Oben, Herr des Lebens!
Laß uns wohnen stark und rein!
Denn nur Licht ist werth des Strebens,
Und der Zielpunkt des Erhebens
Mag der Freiheit Tempel sein.

Gegensätze.

Es gleicht die Wirklichkeit dem öden Strande,
 Wo weder Halme, weder Blumen sprießen,
 Nur daß viel bunte Muscheln sich am Rande
 Zum starren Teppich aneinander schließen;
 Nur daß des Schiffbruchs Trümmer, aus den Tiefen
 Hinausgeschleudert, noch vom Wasser triefen,
 Und an dem Ufer trocken hin und wieder
 Wie stolzer Riesen weitverstreute Glieder.

Und Hundert sind hinab zum Strand gekommen,
 Um allerlei verweg'ne Werk zu üben.
 Die bunten Muscheln werden aufgenommen,
 Um nützlich Grottenwerk zu bilden drüben.
 Die Trümmer werden fleißig aufgeschichtet,
 Und Alles prahlt, man hab' ein Werk errichtet,
 Zu Nutz und Frommen aller künft'gen Zeiten,
 Und Halt gegeben allen Nützlichkeiten.

Was wahrhaft nützt, hat Keiner doch ermessen,
 Und diese Grotten werden bald zerfallen,
 Denn nimmermehr kann mit der Zeit sich messen
 Ein Trümmerwerk, an das die Wogen prallen.
 Die Möwen fliegen drüber hin und schreien
 Den Hohn herab. Die Winde sich entzweien
 Und rütteln dran. Der ganze Bau war eitel.
 Nach dich davon! Er stürzt dir auf den Scheitel.

Doch an dem Strand der öden Wirklichkeiten
 Bricht laut ein Meer die vollen goldnen Wellen.
 Ein Flötenton girt in dem Abwärtsgleiten,
 Ein Orgelklang im hehren Aufwärtsschwellen.
 Ein Schaum von Perlen gaukelt auf den Wogen,
 Auf ihrem Reich baut Iris sich den Wogen,
 Und überall ist ein bezaubernd Walten
 Von unbeschreiblich reizenden Gestalten.

Das ist das Meer der Poesie; — das ist es!
 Vor ihm die Seele bebet in Entzücken,
 Bläht ihre Schwingen freudig auf, vergißt es,
 Daß Bahngerüste weit den Strand bedrücken.

O wer in dieser Brandung goldhell Blinken
Sich stürzen könnte, wönigig zu versinken
Im tiefen Schooß der Flut- und Abendlichter,
Gleich dem Delyhin — dem Lieblinge der Dichter!

Die rechte Weise.

In goldner Früh der Bub stand auf,
Und nimmt den Stab zur Hand.
Nicht müßig ist sein stinker Lauf;
Zu thun giebt's über Land.
Im Thal sein Morgenlied er singt,
Den Vorsatz guter Muth beschwingt.
Der Pflicht ist er sich treu bewußt,
Doch ihre Mühen sind ihm Lust.

Auf seinem Pfade vielerlei
Der Bube schaffen soll.
Bedrücktes soll er machen frei,
Manch Halbes machen voll.
Bedenkliches geprüft soll sein,
Getrübtes wieder werden rein.
Dies Alles mit geschickter Hand,
Mit milder Vorsicht und Verstand.

Entfernt soll sein, was nicht mehr paßt,
Doch ohn' Gewalt und List;
Erleichtert werden manche Last,
Die zeitgemäß nicht ist.
Doch soll er auch auf's Rechte schaun,
Das Bessere bald auferbaun,
Es wohnlich machen und geschmückt,
Damit es Aug' und Herz entzückt.

Versöhnen soll er manchen Streit,
Das Wahre machen klar.
Im Tempel, den die Schuld entweicht,
Neu gründen den Altar.
Gesetz und Ordnung richten ein,
Die Sitte fügen schlicht und rein.
Den Blicken, sinkend thränenvoll
Er sanft die Thränen trocken soll.

Weil er mit Gott, ist Gott mit ihm,
Und giebt ihm frohen Muth,
Die Siegerkraft der Cherubim,
Begeisterung und Glut.

Die Liebe setzt er tröstend ein,
Dem Schwachen heut er Stärkungwein.
Die Weisheit lenkt der Mittel Wahl,
Und so gelingt's ihm allzumal.

Wenn Abends er das Ziel erreicht,
Steht Alles fertig dann.
Befriedigt und von Sorgen leicht
Zur Rast er sinken kann.
Sie pflanzen ihm den Wanderstab
Mit diesem Denkwort auf sein Grab:
„Im Werke, das er blühend schuf,
Ruht hier gesegnet — der Beruf.“

Das Rechte.

Wenn ich es wohl bedenke,
Recht mir vom Rechte n nichts.
Wutz hab' ich, daß ich lenke
Den Sinn zum Duell des Rechts.

Auch will mir wohl gelingen,
Daß, faßt der Geist mich an,
Ich von erhab'nen Dingen
Volltönend singen kann.

Dann ist mir eingeschrieben
In meine tiefste Brust
Der heiße Trieb zu lieben
So recht nach Herzenslust.

Der fromme Trieb zu wagen,
Was Sieg dem Recht verspricht,
Mit tapferm Wort zu schlagen
Dem Trug in's Angesicht.

Der Himmel wölbt sich oben,
Daraus ein Auge blickt,
Das will ich dankbar loben,
Und üben, was sich schickt.

Codesgedanken.

Ich soll den Tod nicht fürchten. — Aber hier
 liegt doch ein Zweifel, werth der Furcht, daneben:
 Was ich geliebt, laß ich dann hinter mir,
 Und meine Liebe war mein wahres Leben.
 Die Trennung von der Liebe schreckt allein.
 Könnt ich, von ihr geschieden, selig sein?
 Mag ausgefüllt die Lücke wohl erscheinen
 Von Hoffnung auf dereinstiges Vereinen?

Doch wie Gott will! — Wenn es an's Sterben geht,
 Von Liebe kann der Geist unmöglich scheiden,
 Wenn für den Geist Unsterblichkeit besteht,
 Sonst wäre Seligkeit das tiefste Leiden.
 Ihr Lieben also, wenn mein Maß einst voll,
 Ihr süßen Lieben, wenn ich scheiden soll,
 Und wenn mein Sterben wirklich kein Vergehen,
 Muß fort und fort mein Bund mit euch bestehen.

Ich werd' euch sehn, doch ach! — Ihr seht mich nicht.
Und könnt' es sein, ihr möchtet es nicht wollen,
Denn Schauer wittern um das Weltgericht;
Der Gast von Jenseits schreckt die Lebensvollen.
Nein, nein! Mein Geist erscheint euch nimmermehr.
Doch wer beschwichtigt seine Sehnsucht, — wer?
Ihr könnt' er selbst im Himmel nicht entfliehen,
Sie wird ihn ewig zu euch niederziehen.

Doch fürchtet nichts! Sein Gegenwärtigsein,
Geh' es nach Wunsch, soll euch nur Gutes bringen.
Aus jedem Blätterflüstern in dem Hain
Soll euch sein Zuspruch leise, leise klingen.
Sein Gruß wird sein in jeder Blume Duft,
Sein Kuß im Wehn der lauen Abendluft.
Und ahnet ihr des Freundes still Begleiten,
Dann freut er sich mit euch der Seligkeiten.

Freiheit.

Der Freiheit Hauch weht auf der Berge Gipfeln,
 Doch ist er labend nur der starken Brust.
 Von ihm erkracht der Forst in allen Wipfeln
 Und wüthend reißt er in den Nebelduft.
 Sein schneidend Wehn macht feiges Bluterkalten,
 Der Schwache mag an Fels und Ast sich halten.
 Sonst schleudert er ihn hin, und vom Gebraus
 Des Riesenathems geht der feine aus.

Und dennoch, welch unnenndbares Entzücken
 Sich zu gewöhnen an so starken Gruß.
 Die Kraft der Helben rinnt durch Brust und Rücken,
 Und jeder Nerv wird Stahl in Arm und Fuß.
 Scharf wird der Blick, das Weite zu durchbringen,
 Gedanken steigt auf kühnen Ablerschwingen.
 Der Selbstsucht staubgeboren Zwergenheer
 Kennt der im Sturm erwachsne Wunsch nicht mehr.

Doch steil und steinig ist der Weg zur Spitze
 Des Hochgebirges, wo die Freiheit weht.

Die Wolke führt den Regen und die Blitze,
Durch die der Pfad hinan, nach Oben, geht.
Du mußt die Müß' des Steigens fest ertragen,
Darfst nicht bei Güssen und Gewittern zagen,
Dich selbst vergessend mußt dem Ziel allein
Dein Dichten, Trachten hingegen sein.

Um volle Freiheit oben zu gewinnen,
Das stolze Bürgerrecht in ihrem Staat,
Mußt in dir selbst die Schule du beginnen,
In eigener Brust erziehn der Freiheit Saat.
Mußt frei dich machen erst von Eitelkeiten,
Den Geist der Eignisucht in dir bestreiten,
Mußt Demuth lernen, wohl bewußt dabei,
Daß nichts du selbst, die Sache Alles sei.

Du mußt dem höchsten Ideal entbrennen,
Das Menschliches zur Engelreinheit klärt.
Nach Wahrheit sollst du forschen, und erkennen,
Daß sie der Freiheit nur den Hut gewährt.
Im Heiligen, im ewig Großen, Schönen
Sollst streben du den Zwiespalt zu versöhnen.
Der Haß ist unfrei. Kämpfe, bis er fällt.
Aus L i e b e nur kommt Freiheit in die Welt.

Das Vorurtheil ist Brandmal nur des Knechtes,
Parteienwuth erhitzt den Sklaven nur.
Die Freiheit schwingt das Banner nur des Rechtes;
Ihr ist Parteilung wider die Natur.
Des Haders Freiheitsruf ist freche Lüge,
Der Wüste Blut sind seine Athemzüge.
Vertilgen kann er Alles um sich her,
Doch Bessres aufzubauen nimmermehr.

Nur Liebe tönt in Schöpfungsharmonien.
Ihr süßer Ruf belebet das Gestein,
Weiß von den Bergen es in's Thal zu ziehen,
Am Dom der Freiheit Wand und Dach zu sein.
Dann stelle Kraft den Altar in die Mitte.
Sein ewig Feuer pflege reine Sitte.
Wenn Jeder selbst sein eigener Herrscher ist,
Wird Freiheit nirgend in der Welt vermist.

Die Stille.

Wie der Mond im Silberschimmer
Feiernd durch die Lüfte schwebt!
Wie die Flut im Glanzgestimmer
Leis und leiser abwärts hebt!
Stille herrscht in Waldesräumen,
Stille durch das holde Thal,
Und die Seele fühlt einmal
Labung in den wachen Träumen.

Ist das Paradies verfunken,
Wo das erste Menschenpaar
Liebe = wonn = und andachtstrunken
In der Stille glücklich war,
So gewährt des Höchsten Wille
Vom entflohenen Unschuldsglück
Einen Nachhall noch zurück
In der feierlichen Stille.

Da sind Gottes Athemzüge;
Sie beschwichtigen das Herz.
Ahnung lenkt des Geistes Flügel,
Wonnethräne löst den Schmerz.
Leuchtendes vergangner Zeiten
Baut sich auf im Nebelbust.
Stimmen flüstern durch die Luft
Von dem Künftigen, dem Weiten.

Heil'ge Stille, kühle Quelle,
Wo nach mühevullem Tag,
Lehzend, in so linder Welle
Müde Seele baden mag.
Nimm sie hin, sie will versinken;
Decke sie mit Abendroth.
Süße Stille sei der Tod,
Und Ermattung will ihn trinken.

Plötzliche Wirkung.

Es glänzt des Memnon Bildniß
 Vom ersten Morgenstrahl,
 Nun hallt die stille Bildniß
 Von Tönen auf einmal.
 Der Wüste Schreckbild schwindet,
 Aufathmet die Natur.
 Die Karawane findet
 Der Hoffnung frische Spur.

Es bangt geknickt die Seele,
 Verarmt an Lebensmuth.
 Im Zweifel, was sie wähle,
 Wird ihr zur Dual die Gut.
 Da, gleich dem Strahl der Wetter,
 Ein edler Anlaß naht,
 Nun flammt empor als Retter
 Im Nu die freie That.

Und ach! den Dichter drückt
Das Kreuz gemeiner Pflicht.
Er schleicht tief gebückt,
Und sieht den Himmel nicht.
Da weht mit Sturmgefieder
Ihn an Begeisterung.
Das schwere Kreuz fällt nieder,
Auf steigt des Liedes Schwung.

Lang muß der Fleiß sich regen
Für Gutes im Gefecht;
Ein Augenblick dagegen
Setzt Großes in sein Recht.
Das Gute schwer bemeistert,
Was sich entgegenstellt.
Das Große stürmt begeistert,
Und anders wird die Welt.

Der Vogel.

Ein wunderbarer Vogel kam geflogen

Zu mir, dem Knaben, noch so scheu, so bang.

Mit Gold und Purpur war sein Leib bezogen,

Schön wie sein Prachtgefieder sein Gesang.

Ich lauschte seinen Tönen mit Entzücken.

Da wuchs mein Muth, da mocht es zeitig glücken,

Daß ich — verkündend was ich kaum verstand —

Zu seinem Lied die leichten Worte fand.

Der holde Vogel ist mir treu geblieben.

Wo mir das Schicksal auch bestimmt die Fahrt,

Hat sich mein Wort im tiefempfund'nen Lieben

Mit seinem seelenvollen Ton gevaart,

Und mußt ich auch im Tagwert nüchtern sinnen,

Der Vogel saß auf meines Pultes Zinnen,

Indem er tröstend auf mich niedersah.

Nicht hört' ich ihn, doch wußt' ich, er sei da.

Nun aber haben mich des Lebens Pflichten,
Sich überwachsend, bergestalt umbaut,
Daß auf dem alten Plage noch zu nisten
Sogar dem vielgetreuen Vogel graut.
Ach, er ist fort! — Doch nein, — im Aethergleise
Hoch über mir zieht er die lichten Kreise.
Er ist nur fern; er schickt sich in die Zeit. —
O süßer Vogel, fliege nicht zu weit!

Die geschlossenen Augen.

Im Sonnenlichte sitzend
Schließ ich die Wimper gern.
Da spielen Farben blizend
Um jeden Augenstern.
Da giebt es in dem Dunkel
Ein wunderbar Gefunkel,
Bald nah, bald scheinbar fern.

Und endlich dringt der Flimmer
Ins Innre mir hinein.
Da wird der wirre Schimmer
Zum wunderbaren Schein.
Nun kann am schönsten Schauen
Ich fröhlich mich erbauen,
Und ahnungsfelig sein.

Wenn sich dereinst für immer
Die Wimper schließen mag,
Dann, ahn' ich, wird der Schimmer
Zum hellsten Sonnentag.
Dann fließt solch buntes Walten
Zu himmlischen Gestalten —
O sel'ger Zauberschlag!

Glockentöne.

Es tönt aus weiter Ferne
Gedämpfter Glockenklang.
Das Kind vernimmt ihn gerne,
Wird still und wonnebang.
Es läßt die Blumen fallen,
Die sich es band zum Strauß,
Und breitet nach dem Hallen
Der Arme Flügel aus.

Die Jugend stürmt in's Leben
Und sieht nur Lust und Licht;
Vernimmt im Vorwärtstreiben
Den Ton der Glocke nicht,
Denn tausend Geister singen
Viel lauter ihr in's Ohr.
Die Glocke mag durchdringen
Nicht mehr so wüsten Ehor.

Da kommt der Schmerz geschritten
Und schnellst der sichern Luft
Den scharfen Pfeil inmitten
Der hochgeschwellten Brust.
Der Dulder stürzet nieder,
Sein Geist verzweifelt schon.
Da hört er tröstend wieder
Den leisen Glockenton.

Der Muth ist frisch belebet
Und wagt den neuen Gang;
Bald laut, bald leiser bebet
Der hehre Glockenklang:
Nur leise, wird dem Regen
Der Leidenschaft vertraut;
Der Neue wird dagegen
Als bald er wieder laut.

Und wie die Jahre schwinden,
Die Schritte werden schwer,
Tönt hoch in allen Winden
Die Glocke mehr und mehr;

Singt Hoffnung, Seelenfrieden
In's alte Herz hinein.
Dies will nicht mehr geschieden
Von solcher Mahnung sein.

Nah endlich todesbange
Dem Ziel das Silberhaar,
Da schwellt im höchsten Gange
Die Glocke wunderbar.
Dem letzten Seufzer spendet
Sie feierlichsten Hall,
Und wenn ihr Läuten endet
Beginnt der Harfenschall.

Zugvögel.

Es bleibe nicht der Welt verschwiegen,
 Daß Gott ein Nest hervorgebracht,
 Aus welchem stündlich Vögel fliegen
 Von wunderbarer Farbenpracht,
 Verschieden oft in der Gestaltung,
 Biewohl bisweilen ganze Schar
 In beinah gleicher Formentfaltung
 Zu schauen ist, zu schauen war.

Die Vögel fliegen in die Ferne;
 Jedweder strebt nach eigenem Ziel.
 Der sucht das Aetherlicht der Sterne,
 Der Wunderland im Flutenpiel,
 Ein Dritter Ruhm im Feld der Schlachten,
 Ein Vierter selig Hirtenland,
 Ein Fünfter wirft sich in die Schachten
 Gelocket von der Schätze Brand.

Indeß von Hunderten kaum Einer,
 Wonach er strebt, erreichen kann;
 Von diesen Glücklichen ist keiner,
 Dem, was er fand, genuggethan.
 Die Meisten fallen in die Wüste
 Der pfabelosen Nichtigkeit.
 Den Wenigen, gelangt zur Küste,
 Hehlt — wenn sonst nichts — Zufriedenheit.

Und wo dies Nest? — In deinem Herzen.
 Die Vögel sind die Wünsche, die
 Daraus in Wonnen und in Schmerzen
 Entfliegen stets, du weißt nicht wie.
 Je mehr daraus hinweggeflogen
 Je mehr dein Herz erwartungsvoll,
 Und ach! je mehr wird es betrogen,
 Und will vom Auge Thränenzoll.

Bezwing die bunten Vögelscharen
 In deinem Nest, eh sie die Bahn
 In ungeduld'gem Drang befahren;
 Laß fliegen nur den weißen Schwan.

Er, in dem blauen Lichte strebend,
Verfehlet nicht sein Ziel; — er steigt
Zu Gott empor, — wo wonnebebend
Er seine reine Flügel zeigt.

Scherbenberg.

Monte Testaccio heißt zu Rom ein Berg
 Gehäufet aus zerbrochener Töpfe Scherben.
 Urahnen sahen ihn voreinst als Zwerg,
 Zum Riesen wachsen ließen ihn die Erben.
 Ach, wo sind alle die Geschlechter hin,
 Für die gekocht aus diesen Töpfen worden!
 Was hegten, pflegten wohl in Herz und Sinn
 Die Speisenden an ihrer Tische Borden?

Was kummerts mich, weil mir vor Augen steht
 Ein andrer Scherbenberg, und ganz mein eigen.
 Mit jedem Tage, der vorüber geht,
 Seh' ich ihn hoch und immer höher steigen.
 Zwar von zerschlagenem Küchenabgang nicht,
 Jedoch von Scherben, die nicht mehr am Werte.
 Dort werf' ich hin, was jährlich mir zerbricht,
 Von dem, was ich gewünscht, gehofft, begehrt.

Was hab' ich nicht gewünscht, und nicht erlangt!
Worauf gehofft, um mich getäuscht zu finden!
Wonach hab' ich mit Inbrunst nicht gebangt
Das nichtig war, wie leichte Spreu in Winden.
Da liegt der Wust, der Blunder nun zerfchellt,
Hochaufgeschichtet als ein Scherbenhaufen.
Ich lächle, wenn darauf mein Auge fällt,
Und mag fortan nicht neue Töpfe kaufen.

Ein heller Strahl bringt in das Herz mir ein,
Der Wehmuth ward ihr Abschiedsbrief geschrieben.
Wie würde doch verstört mein Leben sein,
Wenn dieser Topfmarkt wäre ganz geblieben.
Ich danke Gott von ganzer Seele, weil
Ich aus Erfahrung Einsicht mir genommen,
Daß viel Ersehntes nicht gedieh zum Heil
Und mir zum Glück es anders ist gekommen.

Nachmittagslied.

Weit vorgerückt ist der Tag des Lebens.
Die Sonne sinkt von ihrem Mittagstande
Dem Westen zu. Die Klage bleibt vergebens
Daß Morgenlust so wenig von Bestande.
Man muß sich schicken in die späte Zeit.
Die Stunde wird verdrängt von neuer Stunde.
Und giebt des Niederganges Herrlichkeit
Vom nächsten schönen Aufgang nicht die Kunde?

Die Sonne sinkt, und ihre Strahlenscheibe
Verblendet nicht mehr, wie vorhin sie pflegte:
Man schaut hinein, so wie dem treuen Weibe
Der Mann in's Auge schaut, der tiefbewegte.
Zum Spiegel wird, was vorhin Flimmer war,
Und zeigt dem Blicke lieblichste Gebilde
Im schönsten Wechsel, aber hold und klar
Wie Zukunftszeichen auf dem Zauberschild.

Und könnte die Gebilde man verkennen,
 Die sich so mannichfach, so bunt gestalten?
 Ein jegliches mag man mit Namen nennen
 Und weiß Bescheid in seinem holden Walten.
 Fern ist die Zeit, da wirklich es bestand.
 Ja, findet man sein eigen Selbst doch wieder,
 Als Kind erst wandelnd an der Mutter Hand,
 Dann schüttelnd reger Jugend Glanzgefieder.

Man sieht sich wieder im verwegnen Ringen
 Nach manchem, ach! doch nicht erreichtem Gute.
 Man nimmt sich wahr in manchen Irrthums Schlingen,
 Dem Nahrung kam aus heißerregtem Blute,
 Verwirrt die Weise, wenn auch nicht den Sinn.
 Nun aber folgen süßere Gestalten.
 Die Liebe schwebt als heitre Königin,
 Um welche Wonnestunden sich entfalten.

Es sind die seligen Erinnerungen
 Des hinter uns zurückgewichen Lebens.
 Man wünschte sich die Macht der Götterzungen
 Es wiederherzurufen, — doch vergebens.

So koste man die wehmuthsvolle Luft
Und freue sich am bloßen Spiegelbilde,
Schwillt auch nicht mehr, so bebet doch die Brust,
Und lauer Hauch zieht durch die Herbstgefilde.

Nicht lange mehr, und an dem tiefen Rande
Wird untergehn die Sonne mit den Bildern.
Man sinkt mit ihr, — und ist nicht mehr im Lande.
Wo hin man geht, — wer wüßte das zu schildern!
Doch keine Furcht: wer ohne Reu gesehn
Der Spiegelbilder mannigfach Gestalten
Mag trost- und hoffnungsvoll hinübergehn,
Man wird ihn, wo er hinkommt, gern behalten.

Sommerfäden.

Ueber herbſtliche Fluren im Sonnenschein
 Ziehn winbegetragen die Fäden ſo ſilberrein;
 Sind Spinnengewebe der Sommerzeit,
 Die nimmt der Herbſt nun und ziehet, und ziehet ſie aus ſo weit.

Was erſt im Gewebe der feiſten Geſpinſte lag
 Wird wieder zum Haben, zum Haben, den Niemand mag,
 Vom Winde gebehnet, verflüchtigt: — Wohin? — Wohin?!
 Und iſt darin Art wohl, und iſt darin Zweck und Sinn?

Wohl iſt in der Art das und altem Brauch.
 Wie dieſe Fäden das Leben des Menſchen auch:
 Man bringt es zu ſpinnen und weben gar ämſig den Sommer hin;
 Der Herbſt es zuſammenrafft, zerrt es, entführt es, dahin — dahin!

Der Pilgrim.

Am Nachmittag die Sonne sicht,
Der Pilgrim schreitet, und rastet nicht.
Auf heißem Sand er barfuß geht,
Sein haren Kleid kein Lusthauch bläht.
Will erst am Walde rasten dort.
So schwül die Luft — es treibt ihn fort.

Und endlich kommt er drüben an.
Am klaren Bach er rasten kann.
Vom Staube spülend seinen Fuß,
Im Quell er sich erblicken muß,
Stutzt erst, und schüttelt dann sein Haupt;
Kaum daß er seinen Augen glaubt.

Als er zuletzt sich mochte schaun
Da waren Bart und Haare braun:
Und nun, — sie traf wohl böser Tobau, —

Sind Bart und Haare silbergrau.
 Das Antlitz, damals glatt und roth,
 Ist runzlicht nun und faßl wie Tod.

Er fühlt, von Müdigkeit allein
 Kann Sehn' und Knie so steif nicht sein.
 Sein Puls schleicht durch die Adern hin,
 Und schwächer fühlt er jeden Sinn.
 Er fing die Fahrt als Jüngling an,
 Und stehet hier — ein alter Mann.

Dem Mund entschlüpft ein bänglich Ach!
 Dann setzt er sich, und denkt nach;
 Erwäget seinen Pilgergang.
 Ihm scheint die Zeit doch nicht so lang.
 Sein Auge dient ihm noch, zum Glück.
 So schaut er auf den Weg zurück.

Das Land, das er durchzog so schnell,
 Liegt ausgebreitet sonnig hell,
 Mit Strömen, Feld im goldenen Strahl,
 Mit Wiese, Feld und Berg und Thal.
 Mit Straßenzug, der aufwärts geht,
 Mit Dörfern, Städten, wie besät.

Und als mit einem Blick er faßt
 Was er durchzog mit Noth und Last,
 Da mahnet ihn ein jeder Ort
 Was ihm vordem begegnet dort,
 Was er daselbst bezweckt, gehofft,
 Womit getäuscht er ward, so oft.

Und schöner scheint ihm hier von fern,
 Was er nah beigeschaut nicht gern.
 Der Strom von hier, ein goldhell Blau,
 War seinem Durchgang trübes Grau.
 Von hier scheint erst die Wiese grün,
 Von hier das kahle Feld zu blühen.

Den Dörfern, — ach! von hier so schön
 Umkränzet mit begrüntem Hohn,
 Vergiebt er, daß sie streng versagt
 Ein Obdach, als er angefragt.
 Ihn freut des Hochgebirgs Gestalt,
 Das er verzagend überwallt.

Und als er hier nun alt und matt
 Mit Allem sich verglichen hat,
 Was ihn betrübt, gekränkt, gequält,

So viel er Tagereifen zählt,
Da wendet er sich abwärts still
Und seinen Weg verfolgen will.

Da stuzt er, und es wird ihm bang.
Der Wald steht vor ihm, dicht und lang.
Das Freie noch im Spätroth lacht,
Im Herste dämmert schon die Nacht.
Hier blieb' er gern, und darf doch nicht,
Denn: Fort! Hinein! befehlt die Pflicht.

Als nun das Herz ihm wird so schwer,
Da säufelt's aus den Wipfeln her.
Ein Vogel singt: „Dir war so schwül.
Komm nur getroßt, hier ist es kühl.“
Zurück noch blickt er in den Schein,
Dann faßt er sich — und geht walkein.

Pilgers Sterbelied.

Bei des Frühroths Lichtern ausgezogen,
 Wallt' ich einen langen Lebenstag.
 Sonnenglut floß von dem Himmelsbogen,
 Und es war kein Kühnngslüftchen wach.
 Rauh und felsig wurden meine Pfade;
 Schwanfend war mein Wanderstab.
 Keine Quelle, welche mir zum Bade,
 Welche mir zum Trunke Labung gab.

Doch mich trieb ein liebeblüthend Hoffen
 Einem Ziel, von dem ich träumte, zu.
 Blieb der Pfad, blieb mir die Felskluft offen,
 Gönnt' ich nimmer Stärkung mir und Ruh.
 Ströme stürzten von den Bergen nieder,
 Sie bezwang des Schwimmers Muth.
 Glatte Felsen bahnt' ich hin und wieder
 Mit der eignen Sohle warmem Blut.

Hoch und fern, umhegt von Tempelhallen,
 Wähnt' ich wahrzunehmen oft das Ziel.
 Luftbild war's, das bei dem Naherwallen
 Mit dem Nebel, der es schuf, zerfiel.
 Doch nicht lange währte das Verjagen,
 Frische Hoffnung gab zurück die Kraft,
 Gab den Muth, erneuten Kampf zu wagen,
 Der doch nie den Siegespreis verschafft

Abend kommt, — schon ziehen Riesenschatten;
 Ueber Wolken blickt der Abendstern.
 Müde sink' ich auf die welken Matten,
 Und mein Ziel, es ist, es bleibt mir fern.
 Sächelnd mess' ich, — schon mit dunkeln Blicken,
 Wundernd die verlorne Bahn.
 Nimmer hob den Busen das Entzücken,
 Und so darf ihm jetzt kein Kummer nah'n.

Wenn ich fehlte, wenn ich irrend strebte,
 Ach! der Wille war so rein, so groß.
 Herr, indem dein Hauch mein Herz belebte,
 Warum sprachst du's nicht von Täuschung los?

Sollt ich nimmer nach dem Höchsten ringen,
 Ohne Frucht verschwenden meinen Muth,
 Warum gabst du meiner Seele Schwingen,
 Meinen Atern diese Götterglut?

Ist mein Glück an einen Traum verloren,
 Nimmer will ich rechten dann mit mir;
 Hastest du zum Wahne mich erkoren,
 Bessres konnt' ich nicht als folgen dir.
 Wiebt es Sonnen ohne Nebelschatten?
 Wiebt es Leben ohne Wahn?
 Dem Gefühl muß' ich den Zoll erstatten,
 Und dem Schicksal bleib ich unterthan.

Völlig sinkt die schöne Sonne nieder;
 Nach dem glüh'nden Meere geht ihr Zug.
 Rosenwolken segeln hin und wieder;
 Holbe Farben, wonnevoller Trug!
 Durch den Aether mit euch hinzuschweben!
 Euerm Flügelzug sich anzureihn! —
 O wie lastend ist im Staub das Leben,
 O wie selig wird die Freiheit sein!

Meine Arme breit' ich in die Lüfte:

Ha wie leicht! — Die Nebel senten sich.

Tausend Blumen um euch hauchen Düfte;

Blütenzauber, o wie lieb ich dich!

Jetzt noch Täuschung? — Näher kommt die Sonne,

Blüten sind die Lichter in den Höhen,

Und die Blumen um mich werden Sterne.

Wie ich lebte, will ich untergehn.

Duft und Licht, wie lieblich sie zerfließen!

Und mein Wesen wird ein Balsamwehn,

Wird ein Strahl, in reichen heiligfüßen

Bluten der Verklärung zu vergehn.

Duft und Licht verschwimmen in dem Dunkel.

Liebend schmeicheln deine Küsse, Tod!

Freiheit, Freiheit! — Neues Sterngefunkel!

Sieg der Wahrheit! — Lebensmorgenroth!

Vaterland.

In dem tiefen Thal steht meine Hütte,
 Aber finster windet sich dies Thal;
 Felsgeklüft verengt die dumpfe Mitte,
 Selten nur begrüßt vom goldenen Strahl.
 Wenn die Wolken Thau des Abends weinen,
 Mag ein Stern den Nebeltiefen scheinen;
 Doch er blickt durch grauen Moberduft
 In die Gruft.

Wär' ich nur für solch ein Thal geboren,
 Nur für Tagewerk der niedern Pflicht,
 Wenn mein Geist den höchsten Wunsch erkoren,
 Aufzustreben in ein ewig Licht?
 Lügt die Stimme, welche niemals schweiget?
 „Sonnensohn, du bist im Licht erzenget,
 Doch durch Schicksalspruch in dieses Land
 Festgebannt.“

Ringt die Seele nicht mit Schmerzeskräften,
 Gwig sich den Banden zu entziehen?

Süßlet nicht mit neuen Lebensäften,
 Wenn sie hoffen darf, sich neu durchglühn?
 Wenn sie wähnt, in Nachtigallenschören
 Golden Vaterlandes Ruf zu hören?
 Träumet, daß den Westen Heimatlicht
 Roth durchbricht?

Nein, kein Trug ist solch' begeistert Ahnen,
 Welches strahlt durch tiefen Kummers Nacht.
 Dieser Rettungshoffnung tröstend Mahnen
 Ist aus besser Heimat hergebracht,
 Ist als Stab dem Pilger beigegeben,
 Wenn die Feindschaft in sein Wallfahrtsleben,
 In den Flug, der gern nach Oben schweift,
 Hemmend greift.

Vaterland, — du, milde Lebenssonne,
 Die mir an des Urquells Ufern schien,
 Warum muß ich meine Geisterwonne,
 Warum muß ich euren Himmel flieh'n?
 Soll ich, wenn mich Nebel hier umnachten,
 Ewig nach verlorenen Reizen schmachten?
 Darf ich hoffen, daß mein erstes Glück
 Kebr' zurück?

Einsam lieg ich in der Grotte Schatten,
 Meines Daseins Räthseln sinn' ich nach.
 Mit der Hoffnung will die Furcht sich gatten
 Und der Zweifel streitend Heer wird wach.
 Bis des Mondes Silberschimmer blinken,
 Bis die Sterne mir Verheißung winken.
 Und ein Geisterwort durchweht den Hain:
 D u w i r s t f e i n .

Wirst besitzen, was dein Geist verloren.
 Welcher Staub versank im Reich des Nichts?
 Und allein zum Untergang erkoren
 Wär' die Tochter eines ew'gen Lichts,
 Deine Seele? — deren Andachtsbeben
 In sich faßt des ganzen Weltalls Leben,
 Die sogar von Todesschmerz getrennt
 Gott erkennt?

Zürne nicht dem Spruch, der dich verbannte:
 Freut den Glücklichen sein festes Glück?
 Wer die Thränen, wer den Schmerz erkannte,
 Kehrt belehrt in's Paradies zurück.
 Wer im Streite nicht die Kraft bewiesen,
 Grünt ein schöner Lorbeer wohl für diesen?

Wohin führt der Unschuld Flammentod?

Nur zu Gott!

Nur zu Gott! — O Vaterland, in Hernen
 Deffnet sich dein golden Morgenthor,
 Und ein Cherub in dem Kranz von Sternen,
 Bote der Gewährung, schwebt hervor.
 Ach, er winkt, um mit den Palmenzweigen
 Einen Pfad im Sonnenlicht zu zeigen;
 Steil und rauh, doch Sieg! — Die steile Bahn
 Führt hinan.

Führt hinan! — Die zarten Füße bluten,
 Und das Blut erstarrt am kalten Stein.
 Auf! Hinan! In Vaterlandes Gluten
 Wird ein Del für alle Wunden sein.
 Müde sinkt der Pilger unter Lasten.
 In der Liebe Schatten darf er rasten,
 Freundschaft weht der kurzen Ruh
 Kühlung zu.

Vaterland! Noch eines Hauchs Erwiedern,
 Deines Hauches! — Göttlich wär' der Lohn.
 Du gewährst; — in andachtsvollen Liedern
 Gönnest keine Sprache du dem Sohn.

Steige denn in feierlichem Wallen,
Fülle Felsenthal und Waldbeshallen
Mit der Heimat Jubelklang,
Hochgesang!

Schwinge dich, ein Schwan in Abendflammen,
Lichtgeborner Schmerzbezwinger du!
Nimm des Ursprungs heil'ge Glut zusammen,
Schweb' ein Vöte meiner Heimat zu.
Aufwärts, aufwärts! Licht- und wonnetrunken!
Felsenthal und Nebel rings versunken!
Selig, ewig! — Gruß dir, lustentbrannt,
Waterland'!

Wanderung der Vögel.

Steht der Mai in bunten Blüten,
Kommen Vögel aus der Ferne;
Ach wo her? — Ich wüß' es gerne.
Niemand, Niemand sagt es mir.

Wenn die gelben Blätter fallen,
Weh! dann weilen sie nicht länger,
Fliehn davon die leichten Säger,
Ziehn — und Niemand weiß wohin.

Das Wo her? Wohin? zu fragen
Ist des Menschen Brust gegeben;
Selbst dies wunderbare Leben,
Sag von wo? und sag wohin?

Dieser härt sich viele Tage,
Möcht es gern ergrübeln künden;
Jener glaubt es aufzufinden,
Und am End' was hat er? — Wahn!

Horch! Es sprechen Geisterstimmen:

„Mensch von gestern, Mensch bis morgen,
Mach dir grübelnd keine Sorgen,
Nimm die Stunde, wie sie kommt.

„Bist du doch der Sohn der Dämmerung,
Nicht ganz Licht, nicht völlig Schatten.
Selbst die größten Weisen hatten
Kaum ein Häkchen mehr als du.“

„Fragst du nach der Vögel Wandern?
O laß ab; dir mag genügen
Dich zu freuen, wenn sie fliegen
Mit Gefängen durch den Wald.“

„Siehst sie bald im Regen traurig,
Bald gebückt im Kühlen sitzen,
Bald bei Sonnenfarbenblitzen
Scherzend, liebend, lustig sein.“

Thu' es nach mit stiller Seele:
Von den Vögeln kannst du lernen.
Nur ein Thor sieht nach den Sternen,
Und fällt hin auf rauher Bahn.

Der Zauberbach.

Durch ein stilles Schattenthal ergossen,
Von dem Thau des Himmels süß gefüllt,
Strömt ein Wunderbach, der, oft genossen,
Dennoch nie des Trinkers Durst gestillt.

Ob im Trunk auch labet seine Kühle,
Trocken ist der Gaumen gleich nachher,
Und wie viel das frische Maß ihn spüle,
Neuer Durst verlangt mehr und mehr.

Wunderbarer Quell, wo her dein Wallen?
Und wo rauscht das Meer, das dich empfängt?
Wer hat deinen fließenden Krystallen
Diese Bahn gebreitet und gesenkt?

Ach! kein Gott weiß dieses anzufagen,
Selbst des Zauberbaches Nymphe nicht.
Viele fragten schon in alten Tagen,
Keinem ward genügender Bericht.

Und der Duell bleibt klar und unverändert,
Wenn er auch Jahrtausende durchbrann;
Doch am Ufer ward viel mehr geändert
Als die Chronik überliefere kann.

Hallen, rings bedeckt mit Hieroglyphen,
Strebten einst zum Himmel hier empor.
In der Heiligthümer dunkeln Tiefen
Korschte still der Eingeweihten Chor.

Und der Schüler sah die heil'gen Zeichen,
Hörte fern der Weißen Hochgesang.
Priester kamen, ihm den Trunk zu reichen;
Seine Seele bebte beim Empfang.

Dann umwölbte der Matanen Schatten
Die vom Morgenlicht bestrahlte Hut.
Fröhlich Leben war auf grünen Matten.
Eine Jugend rang voll Thatenglut.

Weise Männer, göttliche Gestalten,
Schöpften Nektar aus dem Zauberbach.
Tausend tranken, Feierlieder schallten.
Weibrauchwirbel zog den Wellen nach.

Endlich kam sogar im Mönchsgewande
 Glaubensvoll manch' heiliges Gemüth,
 Trank sich Sehnsucht nach dem bessern Lande,
 Grauen Wahn zu tilgen still bemüht;

Trank sich Ungeduld nach größerer Klarheit,
 Als es abgewann der trüben Zeit;
 Trank den Trieb nach jener Siegewahrheit,
 Dem ihr Blut die Märtyrer geweiht.

Jetzt durchströmt der Quell erhellte Gänge
 Von gezielten Gärten rings um ihn.
 Abgemessnen Schrittes will die Menge
 Wohlgepußt an seinen Ufern ziehn.

Und wen bringt man streng herbeigezogen?
 Ach, ein Kind, das weinend trinken muß;
 Seiner Thräne Fallen trübt die Wogen,
 Und verbittert ihren Zauberfluß.

Armes Kind! Noch hat des Mittags Brennen
 Deinem Gaumen nicht den Durst erregt;
 Du kannst das Bedürfniß noch nicht kennen,
 Welches Kampf erst in die Seele legt.

Duält es nicht mit überfüllten Schalen,
 Nur mit süßen Tropfen lockt es an,
 Hoher Undank wird euch sonst bezahlen,
 Oder Tod kürzt eures Jünglings Bahn.

Dieser flieht, und kehrt zum Bach nicht wieder
 Der nur Nektar für Geweihte beut.
 Jener sinkt, ein matter Schwächling, nieder,
 Von gefallen Blüten überstreut.

Andre schwagen, übersättigt weise,
 Thorheit von des Flusses Wunderkraft,
 Bis er selbst, entbrausend seinem Gleise,
 Freiheit sich vor Aferweisheit schafft.

Von den Felsen stürzt er zürnend, findet
 Sich zuletzt im abgelegnen Thal,
 Klärt sich hier; sein helles Silber windet
 Wieder friedlich sich im goldenen Strahl.

Dort vernimmt von fern sein tönend Wallen
 Müd' ein Pilger, den der Durst verzehrt.
 Er erstaunt, — in diesen Felsen hallen
 Endlich, was so lang sein Herz begehrt.

Und er eilt, er trinket; süße Kühle
Dringet durch zu rasch bewegtes Blut.
Kühnes Hoffen, mächtige Gefühle
Werden frei in seines Busens Blut.

Neuer Durst bringt neuer Labung Wonne,
Alle Nebel sinken von dem Blick.
Klarer wird im heitern Blau die Sonne,
Und begeistert lobt er sein Geschick.

Mit ihm reden hoher Geister Stimmen,
Alte Zeiten werden wieder jung.
Wo der Zukunft Nebelsterne glimmen,
Weißt entzückt er seine Huldigung.

Spät als Greis sieht er den Traum verfliegen,
Als er fromm den letzten Becher leert.
Er sinkt hin, blickt durstig nach den Wogen,
Und sein Geist ist siegend heimgekehrt.

Selige nur sehen das Ergießen
Dieses Waches in ein Meer von Licht,
Um mit ihm entzückt hineinzukießen
Vor des Weltenschöpfers Angesicht.

Trifels. *)

Hoch oben auf dem Berge
 Wohl ragt ein altes Schloß,
 In welches Feindestücke
 Das Löwenherz verschloß.
 Die Burg ist längst zerfallen;
 Schutt sind die Marmorhallen;
 Allein der Thurm noch ragt,
 In dem der Held geklagt.

O Richard, tapfrer König,
 Du sahst beim Abendstrahl
 Wohl oft aus jenem Fenster
 Hinab ins grüne Thal,
 Mit bleich gewordenen Wangen,
 Im sehnenden Verlangen

*) Burg Trifels in Rheinbaldern, ehemals die Kaiserburg der Hohenstaufen, nun eine höchst stattliche materielle Ruine mit einem hohen Thurme, der meilenweit zu sehen ist, in einer überaus anmuthigen Gebirgs- und Waldgegend. Auf Trifels hielt Kaiser Heinrich VI. den König von England, Richard I. Löwenherz, gefangen, und der noch stehende Thurm soll die Zelle dieses Monarchen enthalten, das noch übrige Fenster zu dieser Zelle gehört haben.

Nach Freiheit, Siegerlust,
Und eng war deine Brust.

Wie hier ich deiner denke,
Wird eng das Herz auch mir.
Bin ich doch selbst gefangen,
O Löwenfürst, gleich dir.
Ich sah in Dichterträumen
Die Saat der Hoffnung keimen,
Die Welt im Rosenlicht,
Und — bin ein Slav' der Pflicht.

Das Leben zieht vorüber
Wie dir die Kerkerstoth,
Indem es mir nur Räthsel
Und wenig Klarheit bot.
Das Ziel verschwimmt im Fernen
Von allem Streben, Lernen;
So wünsch' ich bessres Land
Wie du der Heimat Strand.

Indem ich also singe
Von nicht erkannter Pein,
Da wird der Thurm zur Flamme
Im rothen Abendschein.

Der Westhauch wird zum Sturme,
 Und oben auf dem Thurme
 Zeigt sich mit Helm und Schild
 Ein Königsritterbild.

Das spricht: „Blick auf, o Sänger!
 Bin König Löwenherz.
 Dein Wissensdrang ist nichtig,
 Und Thorheit ist dein Schmerz.
 Dir ist die Welt gegeben,
 Ein jugendfrohes Leben.
 Ach, bei des Lebens Müh'n
 Wie war ich frei und kühn!“

„Dringt auch in deinen Busen
 Des Schmerzes Natter ein,
 Erwirb, was mich im Thurme
 Genährt mit Stärkungswein.
 Wohl saß ich tief im Dunkel,
 Doch meines Muths Gefunkel
 Trug mir den goldnen Tag
 In schwarze Mauern nach.“

„Mein Glück schlich in den Kerker,
 Schuf ihn zum Palmenhain,

Und breitet Kreuzpaniere
 Mir aus und Waffenschein;
 Bracht' mir in diese Enge
 Gewühl, Trompetenklänge,
 Den Sieg, die Liebeslust;
 Da schwoh die Löwenbrust."

„Und als mich Mondels Harfe
 Hinaus zur Freiheit rief,
 War Richard ich geliebet
 So lang die Kraft auch schlief.
 Auch du leg' ab dein Zagen,
 Mußt glauben, lieben, wagen.
 Dem Schmerz, gleich mir, entflieh
 In's Reich der Phantasie."

Der König war verschwunden,
 Ich stand mit trunknem Sinn.
 Da trat aus den Gebüsch
 Ein Sänge r vor mich hin.
 Sein Haar in goldenen Wogen
 War durch den Kranz gezogen,
 Der seine Stirn umschlang.
 So scholl sein süßer Sang:

„So wie ein Laub um Helden:
Und Sängerkirnen schwellt,
So wandeln Lieb und Thaten
Verschwiftern durch die Welt.
Wo Lieb' und Kraft sich halten,
Wird bald die Dichtung walten.
Wo Richards Muth sich beut,
Ist Blondels Sang nicht weit.“

„Mein König hat gesprochen,
So nimm zum Heldenwort
Auch seines Sängers Rede,
Die wohlgemeinte, fort.
Streb' auf in's Reich des Schönen;
In Wort, in Bild, in Tönen
Wird dort der Drang geheilt,
Der deinen Busen theilt.“

„Denn die von Gott entflammt,
Der Künste reine Gut,
Tritt heiligend in's Leben
Facht den erstorbnen Muth.
Im Leben ist Entbehren,
Die Kunst kennt nur Gewähren,

Der Kranz, den voll sie beut,
Ist morgen frisch wie heut.“

In goldne Nebel löste
Sich nun der Sänger auf.
Der heiße Tag stieg nieder,
Die kühle Nacht herauf.
In tiefes Waldesdunkel
Schien Abendsterns Gefunkel.
Mich zog das Geisterwort
Zu Lebensfurmen fort.

Trifels noch einmal.

Der Dichter, welchem widerfahren,
Was er im ersten Lied erzählt,
Hat nach viel mühevollen Jahren
Den Weg zum Trifels neu gewählt.
Der Pfad von dem umgrüntem Weiler,
Den Berg hinauf, erschien ihm steiler
Und rauher als vordem. Es war
Der Athem oft ihm ausgegangen,
Oh zu dem Schloß er konnt' gelangen,
Und als er endlich oben war,
Konnt' er mit alle seinem Sinnen
Dem Ort den Reiz nicht abgewinnen,
Der ihn vordem so hoch beglückt,
Bis zu Visionen ihn entzückt.
Ruinen schaut er wie so viele.
Er wurde fast vor Ingrimn roth,
Daß nichts von jenem Zauberspiele
Der alten Zeit sich heute bot.

Da sprach kein König aus den Fenstern,
 Kein Sänger trat aus grunem Tann.
 — Auch recht; was fängt man mit Gespenstern
 In diesen klaren Zeiten an.
 — Und doch; darf man so nüchtern scheiden
 Aus so romantischem Gebiet?
 Soll Jetzt das Ginst so sehr beneiden,
 Das arme Jetzt ohn' Bild und Lied!!
 Da, horch! erschallt aus Richards Thurne
 Ein Rauschen schauerlicher Art,
 Wie, wenn bewegt vom Wintersturme
 Die Tanne schüttelt ihren Bart.
 Und auf dies Rauschen kam ein Heulen.
 Der Schreck war groß; — doch zeigte sich
 Als bald die riesigste der Eulen,
 Die Richards wustem Thurm entwich.
 Sie setzte hoch sich auf die Zinne —
 Denn Nacht geworden war es schon —,
 Und rief den Gegenstand der Minne
 Zu sich auf ihren Mauerthron;
 Und aus den Strauchen, wo vor Jahren
 Des Blondel holdes Bildniß schritt,
 Kam Nummer Zwei emporgefahren
 Und heulte ehrzerreiend mit.

— Verdrießlich ging der arme Meister.
Der Abstand war doch gar zu groß.
Zwei Uhus für zwei holde Geister.
„Fahr wohl, gemein gewordnes Schloß!“

Was hat der Mann sich zu beklagen;
Nur folgerecht ist, was geschehn.
Die Poesie — muß man's ihm sagen —
Erblickt er in den frühen Tagen,
Heut hat er die Kritik gesehn.

Armes Herz.

Wann, ar mes Herz, wirst du die Ruh,
 Den ungestörten Frieden finden?
 Denn ach, hochaufgeregt bist du,
 So wie die Meeresflut von Winden.
 Der Drang nach Liebe stürmt in dir,
 Und kann die Welt dir Liebe geben?
 Die Selbstsucht nur ist ihr Panier;
 Nach Eitelkeiten geht ihr Streben.

Du mühst dich, ar mes Herz, im Drang
 Das Menschenwohl zu fördern, — siehe
 Die kalte Welt geht ihren Gang,
 Und ohne Lohn ist deine Mühe.
 Was du zum treuesten wohl gemeint,
 Wird stets am meisten mißverstanden;
 Was Pflicht, was Tugend dir erscheint,
 Kam längst der kalten Welt abhanden.

Verſchmäht, getäuſchet, arm es Herz,
Zerleiſchet dich der Spott der Thoren.
Du haſt im namenloſen Schmerz
Der Hoffnung letzten Halt verloren.
Wer rettet, arm es Herz, dich nun
Vor der Verzweiflung wildem Grimme.
Ein Jeder hat mit ſich zu thun,
Daß Mitgefühl hat keine Stimme.

Schließ, arm es Herz, dein Heiligthum,
Belehrt nunmehr, den Ungeweihten.
Gönn' ihnen nicht den frechen Ruhm,
Dein reines Wollen zu beſtreiten.
Doch hege treu den ſchönen Trieb
In gottgeweihter Tempelſtille.
Was dir an Sinn und Kraft verblieb,
Bethätige dein frommer Wille.

Dein Schatz der Liebe wachſe da
Für Gegenliebe, die von Oben.
Der Menſchennoth ſei helfend nah,
Damit dich dort die Engel loben.

Den Spott der Hören achte nicht,
Denn ihre Macht ist nur hienieden;
Dir strömet aus Verheißungslicht
Dann ungetrübter Gottesfrieden.

Frühling wieder.

Wenn der junge Frühling wieder
Ueber Berge, Fluren wallt;
Wenn der Hain vom Chor der Lieder
Troher Vögel wiederhallt,
Dann verjünet mit der Erde
Sich das winterliche Herz,
Und ein schöpferisches Werk
Lönt in den verjährten Schmerz.

Aus der Asche seiner Gluthen,
Aus den Wunden nach wie vor
Offen, ohne zu verbluten,
Brechen Blüten jung hervor,
Hauchend der Erinnerungen
Linden, süßen Ambraduft.
Lieder, lange nicht gesungen,
Beben schüchtern in die Luft;

Wecken in der Gräber Tiefen
Die Genossen alter Zeit,
Rufen sie, die lange schliefen,
In die Waldbedeinsamkeit,
Dass sie wieder mit uns wallen
Wie vordem, in stillen Reihn,
Während ferne Glocken hallen
In den abendgoldnen Hain.

Hoffnungen der Jugendtage,
Die sich nicht erfüllten, — Glück,
Das nicht kam, — verhallte Klage,
Kehren alle nun zurück.
Doch es haben alte Schmerzen
Ihren Stachel eingebüßt,
Und im stillgewordenen Herzen
Ist die Wehmuth selbst versüßt.

Eine Stimme flüstert leise
Durch die blühende Natur:
„Pilger! Wisse, deine Reise
Währt noch wenig Stunden nur.
Nächstens wird ein Lenz erscheinen,
Doch du wirst ihn nicht mehr sehn

Erst wird man dein Grab beweinen,
Dann wird es verlassen stehn.“

„Doch in einem andern Lenze
Wirst du selbst dann Blüte sein,
Und in strahlenhelle Kränze
Flicht ein Engel dich hinein.
Dort wird Alles werden Klarheit,
Was hier trübes Zwielficht war,
Und die langgesuchte Wahrheit
Wird dort siegreich offenbar.“

Freuet euch des Frühlings wieder,
Der zu kurzer Lust vereint
Blätter, Blüten, Lichter, Rieder,
Bis ein besserer euch erscheint.
Andre werden dann hienieden
Sich des Erdenfrühlings freun.
Möchten sie dann auch in Frieden
Euer Dasein sich erneun.

Kothe und weisse Rose.

Kothe Rosen sind die Betten hochbeschwingter Amorinen,
Sind die glühnden Sultaninen, denen Nachtigallen dienen,
 Wie der Perser tändelnd wähnt.
Weisse Rose schmückt der Engel goldne Locken. Weisse Rose
Gleicht der Peri, wenn sie schweifend durch das All, das grenzenlose,
 Nach dem Paradies sich sehnt.
 Kothe Rosen dem Begehren,
 Weisse Rosen dem Verehren.

S o n e t t e .

Dichtertrieb.

Ein golden Licht geht durch den Lenz des Lebens,
Den Bäumen giebt er junge Blätter wieder,
Der Liebe Luftp dem fröhlichen Gefieder,
Dem weiten All den Trieb des neuen Strebens.

Die Sehnsucht seufzet; — diesmal nicht vergebens,
Der Jugendlenz gönnt ihr den Duell der Lieder;
Durch Thal und Wald rinnt er melodisch nieder,
Ein reicher Strom des tiefen Wonnelbens.

Und ich? — Geziemt es mir allein zu schweigen,
Wo Tausend singen, sich beglückt zu zeigen
In holden Frühlings viel zu schnellen Tagen?

Mich treibt ein Gott die Saiten anzuschlagen!
Der Ruf der Pflicht, Scheu vor des Richters Strenge,
Seid übertäubt vom Sturme der Gefänge.

Der Baum.

Ein edler Baum, gepflanzt im weiten Garten,
 Blüht, trägt dann Frucht, bis seine Blätter fallen.
 Mit neuem Laub wird er dann neu gefallen.
 Die Gärtner sind bereit ihn treu zu warten.

Erst flammt das Licht des Morgens um den Garten.
 Ein Blumenkelch scheint er in goldenen Hallen.
 Doch ach! Der Sturm will ihn zu bald umschallen,
 Wenn Ungewitter mit der Nacht sich paarten.

Der Baum, wiss, ist der Mensch, als Garten künde
 Die Welt ich an; die Werke seines Strebens
 Sind Früchte; — Sturm der Schmerz; das Licht ist Wonne.

Mensch! Fest im Sturm, gedeih in Weisheitsfame,
 Ein edler Baum, und Kunst und Liebe winde
 Dir als die Blüten um die Kraft des Lebens.

An die Wolken.

Von leisem West an warmer Brust getragen,
 Weiß wie der Schwan, taucht er sein zart Gefieder
 In des Eurotas Silberwellen nieder,
 Seh' Wolken ich dem fernen West entragen.

Ihr Luftigen, — so möcht' ich sehndend fragen —
 Wohin? wohin? nun schnell, nun zögernd wieder?
 Könnt' ich mit euch, ein kühner Har der Lieder,
 Durch lichteß Blau die Siegereise wagen.

Denn welch ein Ziel flammt euren leichten Flügen:
 Das Abendroth! — In jenem feurig holden
 Wolkt badend ihr die zarte Form vergolden.

Und Staubeslust soll meinem Sinn genügen?
 Komm, Abendroth des Lebens, — ström' zusammen!
 Auf, freie Seele, — stürz' dich in die Flammen.

An einen Schwan.

O stolzer Schwan, du Fürst der stillen Fluten!
 Nicht weil, vom Strahl der Götterlust durchdrungen,
 Um Leda's Brust du schmeichelnd dich geschlungen,
 Läßt scharfer Neid um dich das Herz mir bluten;

 Nicht auch weil du, — da Wind und Wellen ruhten,
 An jenem Tag der Meereshulbigungen,
 Dich mit Cytheren aus dem Schaum geschwungen,
 Und, — ihr Gespann, — sie zogst zu Jovis Fluten.

 Nein, weil du folgst dem Liebesruf der Wellen,
 Sinkt Luft und Meer in einen Brand zusammen,
 Neid' ich dein Bad in feuchten Rosenflammen.

 Könnt' ich mit dir dein schimmernd Reich durchschwollen!
 Vor meinem Blick die dämmerhelle Ferne,
 Hoch über mir, tief unter mir die Sterne.

Ton und Licht,

bei Gelegenheit einer Abendmusik auf einem See.

Sieh dort das Thor des Abends sich erhehlen,
 Sieh, wie vom Thron, den Licht und Duft erhöheten,
 Daß Flammen sich in Flammen liebend tödten,
 Die Sonne sinkt in's Bett der Purpurwellen.

Horch, — Welch ein Ton in lindem Wohltautsfällen!
 Ein Lustgebuß von Harfen, Hörnern, Flöten.
 Wenn Cherubim die Saitenspiele böten,
 Nicht könnte mehr der volle Nachhall schwellen.

Des Lichtes Strom, durchwallend Luft und Bogen!
 Des Tones Flug, entzückend im Verschweben!
 Auf geht das Herz, und wird mit fortgezogen.

Noch mehr! — In Luft und Weh verschwimmt das Leben.
 Nehmt hin den Leib zur Lösung, Licht und Klänge.
 Ton wird zur Glut, und Flammen sind Gesänge.

Neigung und Pflicht.

Ein Geisterzug lockt über Ambraseen,
 Durch Balsamwogen, zu dem Abendsterne
 Die hochgestimmte reine Seele gerne,
 Flammt Abendroth auf waldbekränzten Höhen.

Da tönt das Lieb in linder Weste Wehen,
 Und sucht das Ziel in ungemessner Ferne.
 Die Pflicht indeß macht sich zum Schicksalssterne,
 Will jede Kraft sich unterworfen sehen.

So, will der Mensch dem Ideal entbrennen,
 Mag er den Ernst des Lebens nicht verkennen,
 Denn jede Blume wächst auf festem Stiele.

Licht ist der Mensch, doch im Gefäß aus Erden
 Strahlt er im Licht, muß Zoll dem Staube werden,
 Sonst bleibt im Staube er fern von seinem Ziele.

Wort zur rechten Zeit.

Oft wird ein Schiff bemannt zu weiter Reise.

Das Gut ist kostbar, das es in sich führet.

Mit reichem Schnitzwerk ist es ausgezieret,

Die Mannschaft kühn, nach guter Schifferweise.

Die Wellen schlagen anfangs lind und leise,

So daß, indem die Küste sich verlieret,

Schon Mancher, froh, der Wirklichkeit entführet,

Von Zauberinseln träumt, am Ziel der Reise.

Da dunkelt es. Der Mast zerbricht in Stürmen.

Die Reise wird von bösem Stern verneinet.

Nur Rettung gibt es, die noch möglich scheint.

Bergt euer Schiff aus wilder Brandung Thürmen ;

Doch in den Hafen nur allein der Ehre,

Verfagt sich der, so stirbt im tiefen Meere.

An Maria.

Bei Uebersendung eines Exemplars des Petrarca.

Nimm hin den Schwan, der auf dem See der Dichtung,
Dem silberklaren, zog die zarten Kreise,
Schmerzvoll entzückt in einer süßen Weise
Für Laura sang die heilige Verpflichtung.

Du fühlst wohl die wunderbare Richtung.
Dein Auge folgt dem Geiste, der vom Eise
Der Wirklichkeit sich schwingt zum Sternengleise,
Ahnst im Gewölk die sonnenhelle Richtung.

Dort ist die Liebe, die Petrarca gefeiert.
Wohl ziemt es dir, tiefangeregt zu lauschen,
Wenn Unschuldengel mit den Flügeln rauschen.

Ein zart Geheimniß liegt vor dir entschleiert.
Und wird dein Blick auf dieses Blatt sich senken,
Sei mild geneigt, des Freundes zu gedenken.

Was geblieben ist.

An F e.

Ein Zeglicher, der nicht der Schuld verfallen,
 Hat eine Zeit in dem sonst trüben Leben,
 Der Vollgenuß in Wonnen warb gegeben,
 Nur findet sich nicht schneller Muth bei Allen

Zu haschen ihn, denn flüchtig ist sein Wallen;
 Auch wird der Preis der Lust nur solchem Streben,
 Das Flügel hat den Sternen nachzuschweben,
 Nicht rohem Trieb, dem Rausch und Gold gefallen.

Für mich nun hat so reiche Zeit der Wonnen
 Mit erstem Kuß, den ich dir nahm, begonnen,
 Als L i e b e länger sich nicht bergen wollte.

Wenn später dann so mancher Tag auch grollte,
 Das Schickfal uns Entsagung vorgeschrieben —
 Der Wonnen Kern, das Gl ü c k, ist uns geblieben.

Sonst und Jetzt.

I.

Schnell fliegt Saturn und streut des Winters Flocken
 Auf das erfrorene Jahrhundert hin.
 O zarte Freude, — Heenkönigin, —
 Wie flohst du fort, vor trübem Ernst erschrocken!

Ach schöne Zeit! als von der Parze Rocken
 Sich goldner Faden wob in Völkersinn,
 Nur ein Gestirn der Zeit sei mein Gewinn.
 Ein Balsamtropfen aus des Tejers *) Locken.

Es ist vorbei! Der Sturm hat fortgeweht
 Vom Ruhebett der Welt die Rosenblätter,
 Und dicke Dornen wurden ausgesät.

Was noch von Blumen nährt ein herblich Wetter,
 Steht dustlos da, — wie das Geschlecht von Wesen,
 Das arm verhöhnt, wodurch es reich gewesen.

*) Anafreen.

2.

„O Morgenroth, was willst du vor mir fliehen,
Wenn dich mein Arm an's Herz zu drücken strebt?
O Bogen, siebenschach aus Glanz gewebt,
Was willst du dich uneingeholt entziehen?“

Klag' nicht darum! Nur in der Ferne glühen
Die Schimmer hell; das Lichtpanier erhebt
Ein Strahl allein, der über Dünsten bebt,
Streb' hin, und Strahl und Dunst wird sich verziehen.

Und klagst du noch den Fall der alten Zeit?
Fern steht sie dir, drum kränzt sie sich mit Rosen,
Wenn Stürme dich der Gegenwart umtosen.

Ach! jederzeit stand die Gewalt bereit;
Und schön sind erst der Vorzeit Grausruinen,
Darf sie der Cybele holden Bahns umgrünen.

Frommer Wunsch.

So hat, auf Bessres hoffend, stets gelitten
Das wechselnd gleiche menschliche Geschlecht.
Alt, gleich ihm selbst, ist sein geheiligt Recht,
Doch folgt Erfüllung nie den frommen Bitten.

Der Zeitgeist spielt in Kleibern und in Sitten
Verschieden zwar, doch, gleich in dem Gefecht
Um seine Drohnherrschaft, hält er als Knecht
Die Völkerkraft stets in bescheiden Mitten.

Doch gleich gequält sind auch die gleichen Wonnen
Den Duldern übrig, um sich froh zu sonnen,
Sich zu versagen allem Druck der Zeit.

D süße Zauber, wirkend weit und breit,
Sint alle Welt in einem Wonnetriebe;
Gieb Flügel, Poesie, — bind' Herzen, Liebe!

Lebensfrüchte.

Der Baum des Lebens prangt in Jugendtagen
 Mit tausend Blüten, und um diese weben,
 Gleich Schmetterlingen, die von Düften leben,
 Die Freubengötter, schwelgend in Gelagen.

Kurz ist indeß der holde Lenz. Getragen
 Von Donnerwolken, kommt der Sommer eben.
 Den Blüten ist nicht länger Frist gegeben;
 Sie fielen gleich, vom Regen abgeschlagen.

Und ach! die meisten waren leer, und nichtig.
 An Früchten blieb nur wenig, — und, o Trauer!
 Die wenigen sind halbgereift, und sauer.

Indessen z w e i sind nehmendwerth und wichtig,
 Wohlgeschmeckend nicht, doch heilsam, zur Bewahrung.
 Sie heißen, — wie? — Resignation, — Erfahrung.

Ernste Frage.

„Du wahlst ein halb Jahrhundert schon auf Erden,
 Und hast in Leid und Freuden viel erfahren;
 Warst hocherregt in deinen Jugendjahren:
 Sprich, möchtest jung du wohl noch einmal werden?“

Nein. Ich will nicht mit Phöbus Sonnenpferden
 Noch einmal wild durch Dunst und Wolken fahren,
 Ein schwacher Lenker, mitten in Gefahren.
 Will nicht mehr hoffen, um getäuscht zu werden.

So kühl es auch aus tiefem Grunde wehet,
 Bin ich zufrieden, daß es abwärts gehet,
 Nach so viel Täuschungen Gewißheit winket.

„Gewißheit? — Welche?“ — Die des bessern Lebens!
 Weil dieser Stern mir in die Seele blinket,
 Nach langem Forschen, lebt' ich nicht vergebens.

Die Jugend.

Ihr Alten sprecht von schönen Jugendtagen?

Habt ihr der Jugend Drangsal denn vergessen?

Zwar heut Natur der Jugend Lust; indessen

Sie wird ihr gleich vom Weltlauf unterschlagen.

Der Schule Last muß erst die Jugend tragen,

Dann mühsam ringen, — um einß Brod zu essen.

Den Geisteschwung verdammt man als vermessen.

Die Liebe zwingt man drohend zum Entfagen.

Soll sich die Jugend wieder harmlos freuen,

Müßt ihr die Welt und ihren Brauch erneuen,

Zum alten Rechte die Natur erheben.

Bis dahin bleibt dem kranken Jugendleben

Nur frommer Trost, daß in des Alters Stille

Die Sehnsucht stirbt, der ungestüme Wille.

Das alte Lied.

„Der Jugend Uebermuth ist kaum zu tragen!
Sie führt das Wort, will Alles besser wissen,
Ist rücksichtslos, läßt Achtung ganz vermessen,
Um der Erfahrung in's Gesicht zu schlagen.“

So hören wir gar oft die Greise klagen,
Einseitig selbst in ihren Kummernissen.
Die Jugend will vom alten Kram nichts wissen,
Das Alter weiß vom neuen nichts zu sagen.

Den neuen aber braucht die Jugend eben;
Sie muß mit ihm entwickeln sich und leben.
Geduld! Geduld! Sie wird bescheiden werden.

Wenn Lebenssturm an ihrem Stamme rüttelt,
Des Stolzes Blüten ihr von Zweigen schüttelt,
Wie zahm und mild wird sie sich dann gebehrden.

Die Gährung.

Es ist die Welt in Gährung stets gewesen.

Es konnte sich fürwahr in allen Tagen
Das Neue mit dem Alten nie vertragen.
In den Geschichten ist nur dies zu lesen.

Doch diese Gährung schugt vor dem Verwesen.

Sie kann allein den Hefen niederschlagen,
Und klaren Wein empor zum Lichte tragen.
Im Kampf entsteht der Zeit Gehalt und Wesen.

Der Hefen ist das Alte, nur zu brauchen

Dem neuen Most die Gährung zu bereiten,
Damit der Wein dereinst der Nachwelt munde.

Nicht zuviel Weibrauch laßt dem Hefen rauchen.

Den neuen Most wollt nicht zu sehr bestreiten.
Der Wein wird fertig zur bestimmten Stunde.

Verbesserungsversuche.

Versuche nur zeigt uns die Weltgeschichte

Der Völker, zu verbessern ihre Lagen.

Was eben galt, es schien nicht mehr zu tragen,

Man rüttelt dran, bis endlich es zu nichte.

Nun wieder Zank, wie neu man ein sich richte.

Wennunft ward nun von Leidenschaft geschlagen.

Die Selbstsucht kam, ihr Theil davon zu tragen.

Die Meinungen zog Argwohn vor Gerichte.

Die Völker mußten bald betrübt erfahren,

Daß ihre Lagen nicht gebessert waren,

Daß wie vordem sie mußten dulden, zahlen.

Was lernt man denn aus den Verbesserungsqualen?

Daß thöricht war, um Formen sich zu streiten.

Den Geist verebelt, dann sind bessere Zeiten.

Mühe ohne Dank.

Wenn Gutes ihr der Menschheit wollt erweisen,
So müßt ihr rechnen nicht auf Dank und Liebe,
Denn Selbstsucht ist empfindlichster der Triebe;
Das Vorurtheil an Härte gleicht dem Eisen;

Gewohnheit will nicht aus den alten Gleisen;
Der Argwohn lauscht; die Dummheit schöpft im Siebe
Der Danaiden; ob auch nichts ihre bliebe,
Ein Andern soll nicht klüger sich erweisen.

So wird das Gute gleich-erkannt von Allen,
Nur weil es neu, so wenig sie derweilen
Im Alten sich, das auch sie schmähn, gefallen.

Ja, könntet Jedem ihr allein betheilen
Mit neuem Guten, würd' er anders singen,
Doch Opfer will für Alle Keiner bringen.

Das Volk wie es ist.

Ich hör' vom Volk so viele Worte machen:
Was ist das Volk? — darf ich bescheiden fragen,
Was man davon gesehn in diesen Tagen,
Kann nicht viel Neigung für das Volk entfachen.

Mißbrauchen ließ es sich zu hundert Sachen,
Die der Vernunft gerad' in's Antlitz schlagen.
Nach blauem Dunst sah man es wüthend jagen,
Den Gaukler wußten frech ihm vorzumachen.

Alleinherrschaft nahm es in Anspruch, ohne
Der Selbstherrschung Schule zu bestehen,
Die nur allein verleih die Herrscherkrone.

Frei pries es sich, und war nur Sklav der Leiter.
Im eignen Dünkel kommt das Volk nicht weiter,
In weiser Zucht nur kann es vorwärts gehen.

Die Volksvorfürer.

Ihr sagt dem Volke, daß es mündig worden
Und herrschen, regeln könne seine Sachen.
Ihr lügt und trügt; ihr wollt's unmündig machen
Und euch Gewalt erschwindeln über Horden.

So treibt ihr's an, bis es zum Thier geworden,
Um Sitte, Recht und Ordnung zu verlachen,
Das Heiligste zu höhnen, und dem Drachen
Der Sinnenlust zu stiften Dienst und Orden.

Zu bessern euch unmöglich, denn verloren
Habt ihr den Sinn für Redlichkeit und Treue,
Kennt keinen Gott mehr. Geht, ihr frechen Thoren,

Dem Abgrund zu, — vor dem noch ohne Reue.
Im eiteln Wahn mögt ihr euch selbst vernichten.
Der Nachwelt Fluch wird euren Frevel richten.

Charfreitag.

Charfreitag heut; es ward um diese Stunde
 Der Weltenheiland einst an's Kreuz geschlagen.
 Warum? Weil ihm in lügevollen Tagen
 Die Wahrheit floß vom gottgeweihten Munde;

Weil in die Noth er brachte Rettungskunde;
 Den Glauben weckte, kühnen Flug zu wagen;
 Der Liebe Pflicht in Wuth und Haß getragen;
 Die Menschheit rief zum frommen Bruderbünde.

Kann solche Wohlthat solche Dual verschulden?
 Die Selbstsucht, Jesus, hat dein Kreuz gezimmert,
 Die jederzeit in Höllenflammen schimmert.

Es kann das Volk Wohlthäter niemals dulden,
 Wenn Allen sie bestimmen gleiche Gaben.
 Für sich allein will Jeder Alles haben.

Ostermorgen.

In Morgens Frühe kamen fromme Frauen,
Wo sie gewälzt den Stein vom Grabe fanden.
Ein Engel sprach: „Der Herr ist auferstanden.“
Da flohen sie gescheucht von heil'gem Grauen.

Wohl sollte hier das Volk die Mahnung schauen,
Sich aufzuraffen aus des Wahnes Banden;
Doch ach! das Volk ist noch nicht auferstanden,
Und wenig ist auf seine Kraft zu bauen.

Des Meisters Beispiel ging der Welt verloren,
Des Meisters Spruch verklang in ihren Ohren;
Sie kreuzigte den Rückgekehrten wieder.

Mit neuem Text singt sie die alten Lieder.
In Zornsgewittern mag der Himmel sprechen —
Das alte Lied wird sie nicht unterbrechen.

Pfingsten.

Gold ist das Fest, an dem die Blüten sprossen,
Nicht das allein der Frühlingsfeligkeiten,
Auch das, an dem einst auf die Hochgeweihten
Der heil'ge Geist des Lichtes ward ergossen.

Und hat das Licht darauf die Welt durchschossen?
Ist nirgend mehr das Dunkel zu bestreiten?
Nein, es durchwaltet nach wie vor die Zeiten,
Denn Stein und Holz wird nicht vom Licht durchschossen.

Wenn Stein und Holz in Wettern erst verwittert,
Wird es vom Licht, zerfallend schon, durchzittert.
Am Ende nur beginnt, was dann vergebens.

Vergebens? — Nicht doch; — denn was ist das Ende?
Das offene Thor in anderes Gelände,
Der Anfang nur des lichterfüllten Lebens.

Einziges Mittel.

Ein altes Haus wird moderfeucht, es sehen
 Sich Pilz und Schimmel an in allen Ecken,
 Die nach und nach die Wände ganz besetzen,
 Mit ekelm Thau den Hausrath stets benehen.

So wollen Wahn und Aberwitz zersehen
 Heut Kirche, Staat, Gesellschaft, zum Erschrecken,
 Nach Eigenthum die frechen Hände strecken,
 In Sinnenlust zu Tod die Sitten hehen,

Humanität, Kunst, Wissenschaft vernichten,
 Gemeinheit machen zu dem Allgemeinen,
 Gott, Glauben, Hoffnung, Seligkeit verneinen.

Das alte Haus trägt ab, um aufzurichten
 Mit weiser Kunst ein neues, denn im alten
 Könnst Pilz und Schimmel ihr nicht niederhalten.

Der neue Bau.

Ein neues Haus fängt an man aufzubauen;
 Es soll der Staat darin behaglich leben.
 Die Wahl des Maaßes ist nicht freigegeben,
 Nur an die Kirche kann das Haus man bauen.

Doch will man keineswegs der Kirche trauen,
 Dem Haus nicht Durchgang nach der Kirche geben.
 In beiden soll man sich getrennt bestreben,
 Und in das Haus nicht aus der Kirche schauen.

Für diesen Grundsatz einig sind die Geister.
 Doch von hier ab entweichen sich die Meister.
 Es bringt ihr Zank den Bauplan in Verwirrung.

Fort baut ein Jeder in Parteienirrung,
 Nach seinem Sinn. — Die Welt ergreift ein Wanken,
 Daß man den Thurm zu Babel angefangen.

Deutsche Einheit.

Der deutschen Einheit fehlen nur zwei Dinge:

Die Deutscht heit erstlich; denn so lang man ehret
Das Fremde nur, dies nur allein begehret,
Ist Hoffnung nicht, daß Deutscht heit Sieg erringe.

Und ferner fehlt auch Ei n h e i t, denn man sänge

Sich heiser auch nach ihr, sie bleibt verwehret
So lang ein Staat sich von dem andern kehret,
Daß Ei g e n d ü n k e l sich den Sieg erringe.

So lange man nur haben will, nicht geben:

So lang der Treue Ränke widerstreben,
Um alten Wunder kleinlich festzuhalten;

So lange man der Deutschen Ehre schändet

Und gegen Einheit sich an's Ausland wendet,
Wird, deutsches Volk, dein Bund sich nicht gestalten.

Was fehlt.

Begeisterung kann nur ein Wert bemeistern,
 Dem Haß und Lücke Schwierigkeit bereiten,
 Das Willkür, Wahn und Eigennuß bestreiten.
 Was bietet uns die Neuzeit zum Begeistern?

Ich at will das Volk, und sieht nur Tanz von Geistern,
 Die nicht verkörpert in das Leben schreiten.
 Ein Held allein beherrscht den Drang der Zeiten,
 Sein großes Bild nur kann die Welt begeistern.

Nur die Person, nicht ein Gewühl von Sachen,
 Kann in den Herzen Blut und Muth entfachen.
 Der Gegenwart fehlt solch' ein Held. — Er schreite

Kühn in die Zeit, gleich folgt ihm ein Geleite.
 Sein Wort, sein Schwert wird bald die Wirren slichten;
 Ein jubelnd Volk wird ihm den Thron errichten.

Ernste Frage.

Man spricht, die Zeiten seien nun vergangen,
 In denen S i e r könne durch das Streben
 Des großen Geistes, den ihm Gott gegeben,
 Unsterblichkeit durch Wort und That erlangen;

Es müsse nun an g a n z e s Volk gelangen,
 Sich zu gestalten sein geschichtlich Leben,
 Denn weil es mündig, reif geworden eben,
 Sei weiter nicht der Führer zu verlangen.

Man irrt; das Volk wird niemals mündig werden
 So lang in ihm die Leidenschaften streiten,
 Die sinn- und planlos drängen hier auf Erden.

Was es erschwingt, sahn wir in d i e s e n Zeiten.
 Sich überstürzend fuhr es fest in Lachen.
 Wo der Pilot, es wieder flott zu machen??

Harmonie.

Ein Zeitabschnitt in diesen Tagen endet.

Ein neuer Zeitgeist will in Sturmes Walten
Das Völkerleben gänzlich umgestalten.
Ist Gottes Hand dabei, die Segen spendet?

Das Heiligste wird vielfach frech geschändet

In Wort und Schrift, die sich zur That entfalten.
Weh dem Geschlecht, — man soll im Sinn dies halten, —
Weh dem Geschlechte, das von Gott sich wendet.

Nur Harmonie des Fühlens, Denkens, Strebens

Baut dauerhaft die Neugesalt des Lebens.
Die Harmonie geht aus von Gott, verbindet

Die Stärke Vieler zu der Kraft in Einheit.

Gemeinheit Vieler wird nicht Allgemeinheit,
Die Macht wird Ohnmacht, wenn der Glaube schwindet.

Das neue Eden.

Den Garten Edens wollt ihr neu gestalten,
 Und meint so gut als Gott euch zu verstehen
 Auf Gartenkunst, indeß, was muß man sehen!
 Ihr fällt im Walde Bäume von den alten,

Seht in den Grund sie wurzellos, den kalten,
 In Gänge, Gruppen, jubelt wenn sie stehen;
 Doch nur zu bald wird all ihr Schmutz vergehen,
 Das Thorenspiel wird über Nacht nicht halten.

Doch eurem Eden, wahnbethörte Seelen,
 Darf auch die Schlange, merket wohl, nicht fehlen;
 Sie heißet Argwohn. Sie verführt euch alle.

Bald steht man euch durch dürre Besen wandern
 Mit scheuem Schritt, denn Keiner traut dem Andern,
 Wohin? — entgegen eurem Sündenfalle.

Irrlichter.

So viel Irrlichter, als wir heute schauen,
Hat man vielleicht zu keiner Zeit gesehen,
Kunst, Wissenschaft und Glaubensinbrunst gehen
Fast darin auf, man nimmt es wahr mit Grauen.

Irrlichter sind, so darf den Schluß man bauen,
Wo Sumpf sich dehnt, und so muß man gestehen
Es sei der Grund versumpft, auf dem wir gehen.
Nicht einen Schritt noch wagt man mit Vertrauen.

Man hüpfet mit Noth von einer trocknen Stelle
Zur andern über, und dazwischen gähret
Aus Torf und Moor die mißgefärbte Quelle.

Zwar weiß man nicht, wie lang die Noth noch währet,
Doch vorwärts nur durch Sumpf, und ohn' zu irren,
Wenn Moorgrund wankt und falsche Lichter schwirren.

Aus der Gegenwart.

An die Zerrissenen.

Zerrissen nennt ihr euch? — Könnt ihr es wissen?
Kennt denn der Kranke, was ihm fehlt? — Und doch
Ihr irrt euch nicht. Fürwahr, ihr seid zerrissen.
Giebt es für euch wohl Arzt und Heilung noch?
Ihr suchet sie; schreit, sie heranzurufen
In Angst und Wuth und Spott. — Sie kommen nicht.
Ihr stört im Staat, pocht an des Altars Stufen,
Wollt vorwärts in der Nacht, und habt kein Licht.

Wollt freies Wort — was habt ihr denn zu sagen?
Wollt freie That — was habt ihr denn zu thun?
Nennt euch bedrängt — was habt ihr denn zu klagen?
Ihr preßt euch selbst, und überstürzt euch nun.
Doch ihr seid krank, und weil in euch geblieben
Der edle Trieb, darf man euch schelten nicht.
Man möcht' euch helfen, benn man muß euch lieben.
Ach, daß der Liebe doch die Kraft gebricht.

Nur einen Rath, so klein er ist. Ihr leidet,
Weil, rastlos drängend, ihr nach Au ß e n strebt.
Der Weg nach Au ß e n sich so vielfach scheidet;
Der Weg nach Au ß e n senket sich und hebt.
Wer trifft aus tausend Pfaden gleich die rechten,
Wer wird nicht müd' wo's auf- und abwärts geht.
Bei trüben Tagen und bei schwarzen Nächten
Wer weiß, wo Sonne, wo der Leitstern steht.

Stellt ein dies Streben nur nach Au ß e n; wendet
Nach I n n e n euch, — versenkt euch i n n e r l i c h.
Hier findet ihr den Quell, der Sammlung spendet;
Zerriffenes wird heil und kräftigt sich.
Habt ihr euch selbst erkannt nun und gerichtet,
Dann harret des Rufes, der an euch ergeht,
Und euch zu Richtern eurer Zeit verpflichtet.
Die Welt versteht nur, wer sich s e l b s t versteht.

Wasserfall.

Die weite Bahn verkürzt
Die Macht sich überall.
Von steilen Höhen stürzt
Sich hier der Wasserfall.

Sein Schäumen weit besprizet
Das bebende Gestein,
Doch diese Wuth umblihet
Des Regenbogens Schein.

So will die Macht versöhnen,
Wo schwer sie niederdrückt,
Wenn siegreich mit dem Schönen
Sie die Gewaltthat schmückt.

Begeisterung.

Du führtest stolz in Herrlichkeit,
Vorherverkündend Perserweh,
Im lorbeervollen Todesstreit
Die Helben bei Thermopylä.

Du hast in Luthers kühnem Wort,
Das schaffend klang, empergebrannt,
Als er, umstürmt, noch fern vom Port,
Zu Worms vor seinem Kaiser stand.

Du hast das Völkerschwert gestählt,
Das ein verjüngtes Deutschland schwang.
Du hast, — doch weitre Kunde fehlt,
Und man vermißt seitdem dich bang.

Man spricht, man thut, als wärst du da,
Doch was geschehn, ist nicht dein Schwung;
Nur Wahn und Selbstsucht waren nah
Und äßten die Begeisterung.

Das Volk ist arm, das dich verlor.
 Der Weisen Spruch erleuchtet nicht,
 Der Sang des Dichters trifft kein Ohr,
 Und keine Blüten treibt die Pflicht.

Wo find' ich dich, die sonst zu mir,
 Ob andre Günst das Schicksal nahm,
 Mit flammenwehendem Panier
 Als ungesuchte Freundin kam?

In tiefem Wald, am Felsgestein,
 An epheugrüner Trümmerwand,
 Da such' ich dich, da wirst du sein,
 Mit Zauberstab und Zauberband.

Da lieg' ich an des Berges Hang,
 Aus altem Burgthor schwebest du.
 Die Leier tönt in vollem Klang,
 Und deine Stimme ruft mir zu.

Nun steigt empor die Wunderwelt,
 In Staub versinkt die Wirklichkeit.
 Die Sonne steigt, der Nebel fällt,
 Vom Strahl berührt der bessern Zeit.

Gelehrte Predigt.

Es sitzen in der Kirche
 Vereinet Weib und Mann.
 Der Pfarrer auf der Kanzel
 Hub seine Predigt an.
 „Weil wir im ersten Theile
 Der Andacht eben sind,
 Laßt uns als Text erwägen:
 W o h e r wohl weht der Wind?

Sodann im zweiten Theile,
 Der frisch zum Ziele geht,
 Beschäftigt uns die Frage:
 W o h i n der Wind wohl weht?
 Im dritten Theil wird endlich
 Gebracht das rechte Licht,
 Denn darin wird erwiesen:
 W i r wissen Beides nicht.“

Da scheint der Gemeinde,
Sie habe schon genug,
Und durch die Kirchenthüre
Schiebt sich hinaus der Zug.
„Ihr Thoren! — ruft der Pfarrer,
Vom höchsten Eifer beiß —:
Man predigt nur dogmatisch
Von dem, was man nicht weiß.“

Der historische Christus.

Christus historisch? Man wird immer irrer.
 Des Heils Begriffe stellen stets sich wirrer.
 Kann denn mein Heiland auch historisch sein?
 Wie der Assyrerkönig, die Cäsaren
 Und Alle, die das wüste Meer befahren
 Der Zeit, im ungewissen Wetterschein?

Historisches hat Anfang und hat Ende,
 Wirkt nur im eingeschlossenen Gelände,
 Dient höherm Zweck im Geiste seiner Zeit.
 Mein Heiland, wann hast Anfang du genommen?
 Wann wirst du jemals wohl zum Ende kommen?
 Wem dienest du? — Dein Thron ist Ewigkeit.

Soll Anfang sein dein irdisches Beginnen?
 Dies wär ein Anfang nur den rohen Sinnen,
 Du sollst allein im Geiste ermessen sein.

Hast an dem Kreuz dein Ende du gefunden?
 Du hast dich ja dem Ende dort entwunden,
 Weltumgestaltend trat dein Leben ein.

Nicht wissen soll ich dich allein, auch glauben
 Dieß Gnadenpfand soll keine Macht mir rauben.
 Historisches kann wissen ich allein;
 Soll streng darauf des Zweifels Schärfe richten,
 Die Tradition, damit ich wisse, sichten.
 Wenn ich dich prüfe, — bin ich nicht mehr dein.

Soll ich historisch nennen deine Lehren?
 Wem könnten sie sich solchen Falls bewähren
 In jeder Zeit, bei jedem Volke gleich.
 Was deine Lehren unsern Vätern waren
 Sind sie der Zukunft nach Millionen Jahren,
 Denn ewig heilig ist der Liebe Reich.

O Herr! Du prüfst, und wägest die Geschichte
 Dereinst in deiner Hand beim Weltgerichte.
 Bist du geschichtlich auch, — wer richtet dich?
 Wohl hast du kurze Zeit in alten Tagen
 Das Volk zu retten Erdenleib getragen,
 Doch diefer selbst gab ohne Mängel sich.

Erſchaffnes nur darf ich geſchichtlich nennen,
Darf ich bezweifeln, prüfend anerkennen;
Ein ſchuldloſes Wort am falſchen Ort wird Spott.
O Herr! Du Führer auf den dunkeln Stäten,
Mein Ginz und Alles iſt, dich anzubeten;
Du biſt geſchichtlich nicht, — denn du biſt Gott.

Das historische Christenthum.

Das Christenthum historisch? — Ewa weil
 Die Zeit inmitten der Geschichte lieget,
 Zu der sein ewig Gnadenheil
 Des Aberglaubens Nachtgethüm besieget?
 Dann war der Sieg historisch, aber nicht
 Die Waffe, so zur rechten Zeit geschwungen
 Von Gottes Hand, den großen Sieg errungen.
 Das Dunkel war historisch, nicht das Licht.

Das Licht ist ewig, wie sein Duell es ist.
 Das Dunkel steigt bisweilen hoch in Wellen,
 Doch nicht zu lange wird das Licht vermißt.
 Ein Funke schon kann tiefes Dunkel hellen.
 Die Form kann höchstens nur historisch sein,
 In der das Licht sich zeitweis' offenbaret,
 Weil jede Zeit mit anderm Aug' gewahret;
 Die blendet, jene lockt derselbe Schein.

So kommt es auf den ew'gen Inhalt an,
 Nicht auf die Form, worin er ausgegeben.
 Die Form gestalte Jeder, wie er kann.
 Der Inhalt ist allein das wahre Leben.
 Das Dogma nur ist Form. Im Christenthum
 Darf nicht ein Dogma setzen ew'ge Schranke,
 Denn Freiheit ist der christliche Gedanke.
 Das Kleben an der Form ist Heidenthum.

Damit dem Dogma nicht der Geist entgeht
 Denkt nicht unwandelbar es festzuhalten.
 Die Zeit erschuf es, mit ihr es vergeht,
 Am neuen Tage neu sich zu gestalten.
 Scheint nur das Licht durch jedes warm und rein
 Nach Zeit und Art, wird Gottes Saat es treiben.
 Soll es lebendig in dem Fortschritt bleiben,
 Kann nicht das Christenthum historisch sein.

Das Christenthum, wenn es historisch ist,
 Mag dann historisch sich auch überleben,
 Schließt sich historisch ab, — und wird vermisst.
 Vergangenheit ist nur historisch eben.

Auch Gegenwart und Zukunft brauchen Licht,
Und brauchen Gnade, die vom Himmel rinnet.
Ein Christenthum, das täglich neu beginnt,
Ist göttlich immerdar, — historisch nicht.

Trost des Dichters.

1840.

Die Muse kam, um mir die Hand zu reichen,
 Als ich emporstieg an dem Berg des Lebens.
 Sie war mir treu; sie will auch jetzt nicht weichen,
 Nun es bergab geht. — Ist es nicht vergebens?
 Der heitern Jugend mocht es leicht gelingen,
 Zu winden sich den Kranz des Dichterstrebens.
 Die ganze Zeit flog mit Begeisterungsschwingen.
 Das Dichterwort traf auf Empfänglichkeiten.
 Was soll man aber jetzt, wozu wohl singen?
 Die Politik begann ein wüstes Streiten,
 Ihr Hader nur befeiert die Parteien,
 Und fortgerafft muß man sie ach! begleiten.
 Wer mag, wer kann in ihrem wüsten Schreien
 Die Harmonie des Liedes noch vernehmen?
 Wer ein Gefühl dem Reiz der Künste weihen?
 Zur Feier sich des Schönen mild bequemem?
 Zufriedenheit kann geistig nur genießen,
 Die reine Stimmung nur den Antheil nehmen

An Schöpfungen, die dem Gefühl entsprossen.

Wer ist zu Frieden jetzt, wem mag behagen
Beschränkten Daseins still Dahinverfließen?

Nach Sinnenreiz sieht man die Menge jagen.

Die Reichen schwelgen, und die Armen fluchen
In roher Gier nach ähnlichen Gelagen.

Ein frecher Wahn bringt ein, sie zu versuchen.

Statt rein er Stimmung quält Verstimmung Alle,
Denn Niemand findet, was er geht zu suchen.

Die Selbstsucht stellt nun Jedem eine Falle:

Das stürmische Begehren fremder Sachen
Macht, daß ihm nichts, was eigen ihm, gefalle.

Die Zähne sät man in den Staat der Drachen,

Und aus der Kirche welset man den Glauben.

Kann jene Saat einst froh den Schnitter machen?

Darf Klüglerwitz die Noth des Heils berauben?

Wo Stürme wild mit andern Stürmen ringen,
Die Felsen stürzen und den Wald entlauben,

Darf da der Vogel seine Lieder singen?

Mag da der Dichter ungefürzt, in Frieden

Erheben sich auf der Begeisterung Schwingen?

Der Vogel schweigt; dem Dichter ist beschieden

Prophetenamt, er soll, er kann es üben,

Ob Alles auch entgegen ihm hienieden.

Der Zeiten Wirrsal soll ihn nicht betrüben.

Der Dichter soll, der Dichter darf nicht Schweigen,

Er soll bei Nacht den Trost erblicken drüben,

Am fernen Ost, wo lichte Streifen zeigen,

Daß neuer Tag zukünftig glänzen werde,

Der Genien, im schöngeschlungnen Reigen,

Einst wiederbringt zur sehnsuchtkranken Erde.

Den Stern der Kunst mag Graus der Wolken decken,

Die Glut gedrückt sein auf dem heil'gen Herde;

Noch lebt die Macht, vereinst den Wind zu wecken,

Der Wolken treibt von jenes Sternes Flimmer,

Von dieser Glut der Aschen graue Decken

Weghauen wird, damit der Flammen Schimmer

In neuer Klarheit herrlich sich erheben

Der Welt zur Lust. — Das Ideal stirbt nimmer;

Doch wandelbar soll sein des Dichters Streben,

Weil jede Zeit sich soll in Anspruch nehmen

Das Recht, die Form dem Ideal zu geben.

Der Dichter soll den Zeiten sich bequemen,

Die Wirklichkeit begleiten mit der Dichtung;

Darf sich der Sohn der Zeit zu sein nicht schämen.

Wie herrlich war des Alterthumes Richtung:

Des Menschen That galt nur galt dem Mäeniden.

Sein Lieb errang der Leidenschaften Schlichtung,

Warf in die Welt die Blüthe des Kroniden,
 Die freche Schuld in ihrem Troß zu schrecken,
 Den Sieg zu krönen mit dem Götterfrieden.
 Sein Lied erklang in Klut, Fels, Hain, zu wecken
 Ein selig Volk von schützenden Dämonen,
 Die rastlos wirkten zu der Menschheit Zwecken.
 Doch endlich sank die Macht der Uranionen,
 Und die Natur war ohne Götterleben.
 Die Muse wand nicht mehr dem Säng' er Kronen.
 Bis Ritterthum und Minne neues Streben
 Im Sturm der Thaten und im Liebe weckten:
 Da sah die Welt ein zweites Kunst'erheben,
 Bis dieses auch die Stürme niederstreckten.
 Darauf begann der Rohheit wüßtes Walten,
 Bis ihm die Schranke neue Geister steckten.
 Doch ward der Kunst ein Spiegel vorgehalten
 Nur allzubald, zerrbildlich nach zu ahmen
 Des Alterthumes göttliche Gestalten.
 Des Ueberdrusses trübe Tage kamen.
 Man suchte die Natur, die holde, wieder,
 Im Minnefang der frommen Dichtung Samen.
 Da klangen der Romantik neue Lieder.
 Man schritt zurück in rauher Väter Tage.
 Die Wälder, Bäche hatten Stimmen wieder.

Aus Staub und Schutt rief man hervor die Sage.

Doch Menschen schuf man, wie sie nie gewesen,

Aus Bärenkraft und Turteltaubenklage,

Von Wahrheit nichts in ihrem ganzen Wesen.

Ein holdes Spiel! — Indeß ein Spiel nur war es.

Man hatte bald daran sich müd' gelesen,

Denn Wurzel schlägt im Völkergeist nur Wahres.

In's Leben trat ein praktisches Bestreben;

Maschinendampfend Schatz und Noth gebahr es.

Die Poesie ließ sich nicht hämmern, weben.

Nicht mehr verehrt, ward sie noch kaum gelitten.

Die Politik ist nun, im wilden Streben

Den Staub aufwirbelnd, über sie geschritten.

Die Poesie, zu stolz sich zu beklagen,

Spart nun sich auf für günstigere Sitten,

Die walten werden in nicht fernem Tagen.

Doch höher dann muß sie die Saiten stimmen;

Was an der Zeit dann laut der Zeit auch sagen.

Nicht mehr Gestalten, die wie Duft verschwimmen;

Nicht Zwiesgespräch mit Wäldern und mit Quellen;

Nicht bunte Farben, die für Nichts verglimmen.

Dem Mäoniden muß sie gleich sich stellen,

An ihrem Geist den ihrigen entzünden,

Den Menschen bilden auf der Handlung Wellen.

Drauf ihm im Thatensturm verkünden,
Die Fehde bieten seinen Leidenschaften,
Ihn rettend so dem Heiligen verbünden
Macht der Natur ist nicht im Fabelhaften.
Die Wissenschaft hat leuchtend sie durchdrungen.
Es mag an ihr kein holder Wahn mehr haften.
So halte sie der Dichter dann umschlungen;
Sie sei der Schmuck von seinen Hintergründen,
Dann ist sein Werk in Zeit und Raum gelungen.
Wird so dereinst der Dichter sich verkünden,
Dann kehren auch des Dryheus Wunder wieder;
Die Steine steigen aus der Erde Schlünden,
Von Berges Gipfeln wallen Eichen nieder;
Des Waldes Thiere ziehn heran in Scharen,
Und Alles dient der Zaubermacht der Lieder.
Ich werde nichts von solchem Sieg erfahren.
Mein Namen wird, mein Wort dann sein verklungen.
Was liegt an mir! — Auf steigt der Mond im Klaren.
Still ist die Nacht. — Mein Lied ist ausgefungen.

Todtenfeier

des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm des Dritten,
den 12. Juni 1840.

Er ist nicht mehr! — Die Botschaft kommt geflogen.
 Sie kommt! — In allen Pulsen stockt das Leben.
 Des Himmels Blau, gleich von Gewölk umzogen,
 Weint in den Staub, dem solch ein Schatz gegeben.
 Und Millionen Augen weinen; — weinen! — weinen!
 Und mischen ihre Thränen, im Erbeben
 Der heißen Thränen der gekrönten Seinen.
 Monarchen, Fürsten, königliche Frauen,
 Bis zu den Hirten auf der Flur, vereinen
 Zu Klagen sich. — Ist Scheidung noch zu schauen?
 Ach! herber Wehmuth Schmerzergüsse fließen,
 Der Stände Markung lösend wegzuthauen.
 Den Ring der Gleichheit soll der Kummer schließen,
 Der Schmerz vermitteln, was das Glück geschieden,
 Am Königsgrab die Völkervolme sprießen.

Verkürter König, gieb uns deinen Frieden,
 Den frommen Sinn, gleich dir das Kreuz zu tragen,
 Den gleichen Muth, stets deiner Kraft beschieden
 Dein mächtiges Vertrau'n mit Gott zu wagen,
 Damit wir nicht an deiner Wahn liegen
 Wie Waldeseichen, die der Wuth zerschlagen.
 Der starken Hand, bewährt in so viel Siegen,
 Ist Hirtenstab und tapfres Schwert entfallen.
 Seht auf dem Sarge Friedrichs Krone liegen.
 Ein leiser Lodesseufzer ließ verhallen
 Die Helmsstimme, so das Volk gerufen
 Mit Löwentühnheit in den Feind zu fallen;
 Die Vatersstimme, so von Thronestufen
 Gesetzesbalsam ließ in Wunden rinnen,
 Geschlagen von des Uebermuthes Hufen.
 O großer edler König, laß uns sinnen!
 Was ist von deiner Herrschaft dir geblieben? —
 Nein, also darf der Jammer nicht beginnen.
 Dir ist, o Herr, das Ewige geblieben:
 Nicht das Verkürte nur mit Seraphschwingen,
 Das, was du mächtig in die Zeit geschrieben.
 Dein Machtwort schreckt in deiner Tapfern Klingen.
 Dich wird die Nachwelt im Gesetze feiern.
 Zukünft'ges Lied wird deine Milde singen.

So müssen uns're Seelen wir entschleiern.
 Du gingst, doch was dir bleibt, hast du gelassen,
 Du herrlichster von allen Glückverleihern!
 In starken Arm ist unser Trost zu fassen,
 Und tiefe Wurzel soll die Lehre schlagen,
 Wie sein Gewand der König nur verlassen,
 Das er im Prunk der Majestät getragen.
 So mögen wir auch unser Werk bedenken
 Und seiner Tugend nachzurüngen wagen,
 Damit, wenn uns dereinst sie niedersinken,
 Von uns bescheidene Bedeutung bleibe,
 Der Enkel Blick auf unsern Ernst zu lenken.
 Vor Allem, wie der Wind das Schiff auch treibe,
 Seht, daß in Stürmen und in Finsternissen
 Der Stern des Königs euch im Auge bleibe.
 Hiemit genug. Die Weisen stehn und wissen
 Am Todten feierlich Gericht zu halten,
 Umgeben von der Völker Kümmernissen.
 Sie sehen ihn, und seiner That Gestalten.
 Vernehmt ihr Wort, es lautet: „Ruhm und Friede
 Soll um den Staub des Völkerhirten walten.“
 Stellt diesen König in die Pyramide!

Bei dem Regierungs-Antritte
des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm des Vierten.
 Juli 1840.

Den todtten König hegt die Pyramide.

Ein großer Zeitabschnitt ist abgeschlossen,
 Der nun gehört der Chronik und dem Liede.

Ein neuer Tag steigt auf mit Flammenrossen
 Am Horizont der hehren Weltgeschichte:
 Kommt er mit Palmen, oder mit Geschossen?

Vergangenheit gehört dem Weltgerichte.

Vom Hauch der Zukunft wird den Seelen bange;
 Ihr Stern erglänzt im zweifelhaften Lichte.

Was Kindeshehrfurcht auch verschwiegen lange
 Wird endlich nun zur lauten Sprache kommen
 Mit Forderungen von wichtigstem Belange.

Durch Ströme Blutes ist das Volk geschwommen,
 Bis es den Kranz des Sieges hat errungen;
 Und welchen Antheil hat es überkommen

Von allem Großen, das ihm ist gelungen?

Für Freiheit stritt es, die des Feindes Höhnern
Entriß ihm. Es ward der Feind bezwungen;

Und welche Freiheit ward den Helbensöhnen?

Die Staatskunst stellte das Wie viel in Frage,
Die Durstenden an Warten zu gewöhnen,

Sie, von jeher der Kern der Völkerklage.

Zu fiel das Thor von Janus heil'ger Stätte,
Doch öffneten sich an demselben Tage

Die leisen Thüren aller Kabinette,

Die feinen Listen wieder auszulassen,
Für die kein Arm sich je bewaffnet hätte.

Wer konnte sich im Schmerz der Täuschung fassen!

In Ungebuld entbrannten nun die Seelen,
Aus Ungebuld erwuchs ein glühend Haß.

Dem Haße kann die Frevelthat nicht fehlen.

Nun war der Vorwand für den Zwang gewonnen,
Für neuen Zwang die Trogigen zu quälen;

Und bange Zeit hat überall begonnen.

Die Frevelnden hat das Gesetz vernichtet,
Doch still erwägend, feierlich besonnen

Hat ihren Irrthum ein Geschlecht gesichtet,

Das reif geworden in den heil'gen Hallen

Der Wissenschaft den ernstestn Geist gerichtet

Auf Recht und Wahrheit, die von Gott gefallen
 Als Segenspfänder auf geweihte Erde,
 Die wahre Freiheit zu bereiten Allen.
 Da ward zum Heiligthume die Beschwerde,
 Zum stillen Tempelbiens die freie Wollen
 In ernster Hoffnung, daß erscheinen werde
 Der hehre Tag für das Gewährensollen.
 Jetzt meint das Volk den Tag herangeschritten.
 Geduld und Ehrfurcht hatte man zu zollen
 Dem greisen Herrscher, der so viel gelitten,
 Dem tapfern Herrscher, der so stark gerungen,
 Dem guten Herrscher mit den Watersitten.
 Doch hat sein Geist sich nun zu Gott geschwungen.
 Die Rücksicht ist dahin, der Muth entbunden,
 Der Ehrfurcht Band genommen von den Zungen.
 Was lang bedacht, hat leicht das Wort gefunden,
 Denn Jahrelang hat Zwiespalt vorgewaltet,
 Genährt, gestärkt in tausend trüben Stunden,
 Ach, zwischen Dem, was Völk erwunsch gestaltet,
 Und Dem, was Fürstenbienen bilden wollten,
 Aus zähen Stoffen, welche längst veraltet;
 Und dieser Zwiespalt wird nicht weggescholten,
 Er ist nun reif, muß zum Vergleiche kommen,
 Die Freiheit gelten, was sie stets gegolten.

Des Glaubens Freiheit, die vor Gott entglommen,
 Des Bürgers Freiheit vor dem Königsthron
 Mit ihrem Wort bei dem Gesetz vernommen.
 Das Volk blickt hoffend nach dem Königssohne.
 In allen Herzen will sich Treue regen.
 Und Liebe schlingt den Kranz um seine Krone.
 Doch treten ihm Erwartungen entgegen.
 Erfüllt er sie nach Billigkeit und Rechten,
 Erlebt sein Volk inbrünstig für ihn Segen.
 Im schweren Kampfe soll er Sieg erkämpfen,
 Mit Vorurtheil und Angewöhnung ringen,
 Dem Ungeschmückten, Neuen, aber Guten,
 Zum Opfer Abgelebtes, Falsches bringen,
 Das aber prunkt mit welchem Farbenschimmer.
 Wird ihm das Nichtvermeidliche gelingen?
 Das strenge Muß gefällt den Fürsten nimmer.
 Die Welt, vom Sitz des Thrones angesehen,
 Erscheinet meist in trügerischem Flimmer.
 Der Herrscher Ohr läßt gern vorüber gehen
 Das unwillkommene Mahngebot der Zeiten.
 So mancher Mißbrauch bleibt verschonet stehen,
 Weil er gefällt gewöhnten Eitelkeiten.
 Wohl meint man, Dies möge, Jenes schwinden,
 Doch strebet man darüber hinzuleiten,

Mit der Nothwendigkeit sich abzufinden

So gut es geht. Vermitteln will man, schlichten,

Die Dringlichkeit dem Zeitgebot entwinden,

Den Blick zurück, nicht aber vorwärts richten,

Geschichtliches, so spricht der Vorwand, schonen.

Des Volkes Stimme ruft zwar: „Mit nichts!“

„Des Volks Geschichten sind nicht die der Kroneu.“

Die Weisen zwar erinnern: „Was gewesen,

Ist abgewelt; Geschichte will nicht wohnen

Nur zwischen Gräbern, denn in ihrem Wesen

Ist Gegenwart und Zukunft mit enthalten;

Sie will gemacht auch sein, nicht bloß gelesen.

Nur was sich füget ihrem Neugehalten

Nach ewigem Gesetz, gelenkt von Oben,

Darf hoffen sich im Zeitenstrom zu halten.

Nur solchen Fürsten wird die Nachwelt loben,

Der das Bedürfnis seiner Zeit verstanden,

Der Zeit Gehot zum seinigen erhoben;

Und Freiheit gab als Lösung seinen Landen,

In der Gesetze heiligem Geleite,

Die jedem Mißbrauch Schwert und Dolch entwanden.“

Grust ist die Zeit, sie rüstet sich zum Streite.

Was man nicht giebt, wird sie sich stürmisch nehmen.

Ihr steht der Menschheit Genius zur Seite,

Das Verurtheil der Selbstsucht zu beschämen.

Der Rückschritt ist Gespenst. Ein nüchtern Streben
Den Müßigen zu bieten einen Schemen.

Der Stillstand ist Verwesung, Fortschritt Leben.

Allmächtiger, hochheil'ger Gott der Scharen!

Den Sinai ließ deine Stimme beben,

Um Mosen dein Gesetz zu offenbaren.

Sprich lauter nun, daß alle Throne zittern.

Laß neues Heil den Völkern widerfahren

In segensreich befruchtenden Gewittern!

Die Geschosse.

1838.

Es schoß in zornentflammter Eile
 Vom goldenen Bogen goldne Pfeile
 Latonens göttlich Kinderyaar.
 Nicht sicherer trafen Iovis Blitze,
 Denn in ein Herz flog jede Spitze,
 Bis Liebe versteinert war.

Die Fabelzeiten sind entschwunden,
 Doch Phöbus Pfeile sind gefunden
 Von einem jüngeren Geschlecht.
 Begeistert will es sich ermannen,
 Des Gottes Bogen neu zu spannen
 Zum Streite für erkanntes Recht.

Die scharfen Pfeile sind Gedanken,
 Und diese schnellst es in die Schranken,
 Die jenem Recht entgegenstehn.
 Was dunkle Vorzeit aufgerichtet,
 Was neue Selbstsucht schlau verächtet,
 Und Mißtraun hütet, soll vergehn.

Ob auch, wenn hundert Pfeile fliegen,
 Von neunzig sich die Spitzen biegen,
 Und noch die Mauer widersteht
 Hat jeder Pfeil doch angeschlagen.
 Kein Werk, mag noch so stolz es ragen,
 Unzeitgemäß dem Fall entgeht.

Hohnlachtet nimmer ihr darinnen.
 Der Wand Erbeben wird beginnen,
 Ihr Alter giebt nicht Heiligkeit.
 Ihr wollt zwar zimmern neue Stützen,
 Doch bald verlachen euch die Schützen,
 Die kühnen Söhne junger Zeit.

Ihr Saufen von Gedankenpfeilen
 Wird bald den morschen Bau zertheilen.
 Die Bresche gähnt, der Feind bringt ein.
 Die grauen Mauern stürzen nieder,
 Zerschmettern euch im Fall die Glieder. —
 Der Sieg wird bald errungen sein.

Das Königswort.

Das Wort entflohen jedem Munde —

Es fängt kein Gott es wieder ein,

Und fliehet es zur rechten Stunde,

So schlägt es zündend in die Reihn.

Zum Heile kann es dann entflammen,

Wenn es aus großer Wahrheit stammt

Doch weht es arge Brunst zusammen,

Wenn aus Zweideutigkeit es flammt.

Von jedem Theil kann mißverstanden,

Weht es Erwartung hier und dort.

An beiden Ufern will es landen,

Verfehlet dort und hier den Port.

Von jedem Theil wird's ausgebeutet,

Und wird zwiespältig ausgelegt.

Wenn endlich keinen es bedeutet,

Hat es bei beiden Haß erregt.

Ein Königswort — es wiegt am schwersten,

Verfehlet die höchste Wirkung nie.

Von allen zündet es am ersten;

Die Glut brennt auf; wer bändigt sie?
 Vernommen wird's von Millionen,
 In welchen, tausendfach getheilt,
 Verschiedne Zwecke, Wünsche wohnen,
 Die Jeder anbaut unverweilt.

Und Jeder hat für sich entnommen,

Was er verlangt, dem Königswort,
 Meint sein Triumph sei nun gekommen,
 Und Stolz des Sieges reißt ihn fort.
 Doch Täuschung folget diesem Hoffen.
 Der Zwiespalt, ach! war gar zu weit.
 Dem Unmuth sind die Seelen offen.
 In Millionen gährt der Streit.

Nun kann kein Königswort mehr stillen,

Was es erregt. — Die Zeit ist schwer.
 Ach! nun gelobt es besten Willen.
 Man glaubt dem Königswort nicht mehr.
 Die Brandung brauset um die Stufen
 Des Thrones, den der Sturm umweht.
 Gewährung wird nun ausgerufen,
 Man achtet's nicht — es ist zu spät.

Ha, dunkles Lied, du darfst es wagen
In eines Volkes Jubelklang
Der Ahnung Mißgetön zu tragen,
Den Angstruf in den Lustringang?
Verhalle dumpf im tiefsten Haine.
Was du gesungen, sei nicht wahr.
Du sollst beschämt sein in dem Scheine,
Der bald der Welt wird offenbar.

Es sei darum. Der Sänger waltet
Mit seiner Bangigkeit dahin,
Wo jener Jubelruf verhallt,
Und denkt in seinem trüben Sinn:
Was halb ist, kann nicht ganz gerathen;
Man stehet fester, wenn man schweigt.
Mehr wirkt ein Fürst, der sich in Thaten,
Als einer, der im Wort sich zeigt.

Der Vampyr und die Camarilla.

Die sonnenheißen Zonen,
Wo jeder Nordwind schweigt,
Will der Vampyr bewohnen,
Der arge Lücke zeigt.
Leis fliegt er hin und wieder
Dem Schläfer in's Gemach,
Und läßt sich auf ihn nieder.
Der Schläfer wird nicht wach.

An seinen Busen legt er
So schwanenweich sich an,
Mit leisen Schwingen regt er
Die Kühlung sanft ihn an.
Wenn jener selbstvergessen
Schwelgt in des Traumes Lust,
Saugt der Vampyr indessen
Blut ihm aus heißer Brust.

Und der Vampyr in Eile
Fliehet, wenn er voll und satt.
Schläfer erwacht derweile,
Findet sich krank und matt.
Fürsten auf weicher Stätte
Schlafen so sorglos gern;
Doch ihrem Purpurbette
Bleibt der Vampyr nicht fern.

Die Camarilla pflüget
Dann gleich bereit zu sein,
Wehet herbei und leget
Sich in das Bett hinein,
Süß schmeichelnd hinzusinken
Auf des Gebieters Brust,
Und gierig wegzutrinken
All seine Kraft mit Luſt.

Wenn ihn zuletzt erwecket
Sturm und des Donners Ton,
Ist der Vampyr erschreckt
Zeitig davon geflohn

Und der Verrathne findet
Dann sich verlassen, schwach.
Ehrfurcht des Volks verschwindet,
Das seine Schwüre brach.

Fürsten, in eurem Walten
Folgt man euch stolz und gern,
Nur wollt euch wach erhalten,
Weil der Vampyr nicht fern.
Schließt ihm die Fensterscheibe,
Wachsam mit Aug' und Ohr;
Aber der Wahrheit bleibe
Weit auf des Schlosses Thor.

Der Einzug des Königs in Breslau im Jahre 1841.

Es prangen Ehrenbogen
Am Eingang in die Stadt,
Die für des Volkes Wogen
Zu schmale Straßen hat.
Es geben sich dem Winde
Die Flaggen ohne Zahl,
Es zieren Laubgewinde
Die Gassen allzumal.

Wozu die Festesfreude?
Der König, — sein Gemahl, —
Sie ziehen heute beide
Hier ein zum ersten mal.
Die Bürger stehn in Reihen,
Die Obrigkeit voran,
Und holde Jungfrau streuen
Die Blumen auf die Bahn.

Der Thürme Glocken hallen.
Der Instrumente Ton
Im Jubel muß verhallen :
Die Herrscher nahen schon.
Des Frühlingstages Sonne
Lacht aus des Königs Blick,
Und dieses Festes Wonne
Scheint über dem Gesicht.

Es folgt ein Festgepränge
Im Sturm dem andern nach.
Es bleibt die laute Menge
Nach Mitternacht noch wach.
Die Straßen stehn im Lichte.
Welch niegeseh'ne Pracht!
Zum bunten Traumgesichte
Verwandelt sich die Nacht.

Wohin soll ich entweichen
Aus Lichtglanz, Lärm und Drang?
Denn Ahnungen umschleichen
Das Herz mir kalt und bang.

Weh' mir, ich kann nicht weilen,
Wo diese Lust sich regt;
Kann nicht die Freude theilen,
Die dieses Volk bewegt.

Ich muß beängstigt wandern
In ferne Dunkelheit,
Und denken an Kassandern
In dumpfer Bangigkeit.
Ich seh die Schatten gleiten
In diesen Lichterglanz,
Den Geist der Zukunft schreiten
Durch diesen Freude Tanz.

Der Geist trägt von Medusen
Das Antlig starr und wild,
Versteinert mir den Busen,
Ein graußig Zauberbild.
Er kündigt mir im Grimme
Nicht ferne Drang und Noth.
Ich höre seine Stimme
Betrübet bis zum Tod.

Und woher soll denn kommen
 Die Noth und solcher Drang?
 Ist nicht die Wehr genommen
 Dem Gott des Krieges lang?
 Sind nicht des Landes Fluren
 Mit Segen überfüllt?
 Sind nicht der Wohlfahrt Spuren
 Allüberall enthüllt?

Schmiegt nicht des Volkes Treue
 Sich an den König fest,
 Daß es den Schwur erneue,
 Der sich nicht lösen läßt?
 Sind Milde nicht und Liebe
 Tief in des Herrschers Brust?
 Erregen diese Triebe
 Nicht seines Herzens Lust?

Da spricht der Geist: „Du fragest,
 Woher der künft'ge Drang?
 Was du dir selber sagest,
 Braucht nicht Orakelklang.“

Des Königs Zweck und Willen
 Sind die des Volkes nicht.
 Was dieses hegt im Stillen,
 Scheint ihm ein Bruch der Pflicht.“

„Der Zwiespalt wird erscheinen
 In nächsten Monden schon.
 Sein Thun befriedigt Keinen,
 Bleibt ohne Gunst und Lohn.
 Der König knüpft die Treue
 An alter Satzung Pfand.
 Das Volk verlangt das Neue,
 Die Freiheit für das Land.“

„Und was ihm Freiheit, — scheint
 Dem König zügellos.
 Was es sein Recht vermeinet,
 Scheint ihm zu feck und groß.
 Aus dem getheilten Willen
 Wird Meinungskampf entstehn,
 Die Macht kann ihn nicht stillen,
 Denn Ehrfurcht wird vergehn.“

„Und diese tausend Stimmen,
Die jetzt ihm Beifall schrei'n —
Sie werden dann ergrimmen
Im Sturme der Partei'n.
In Straßen, welche glühten
In Freudenlichtern nun,
Wird dann der Aufruhr wüthen,
Noch nie Gewagtes thun.“

Ich flieh', durchwühlt von Schmerzen,
Hinaus in graue Nacht.
Da blicken Sternkerzen
Still durch die Wolkenmacht.
Erst auf dem Friedhof weil' ich.
Erlöste Schläfer hier,
In euern Gräbern heilig,
Veneidenswerth seid ihr!

Das bengalische Feuer.

Die Schmeichelei stellt Posten auf den Wegen.
 Wo nur der Herrscher ziehet durch das Land,
 Drängt sie sich ihm mit keckem Muth entgegen,
 Und blendet ihn mit Gaukelspiel und Tand.
 Ihm sollen sich in wirklichen Gestalten
 Die Dinge vor und um ihn nicht entfalten;
 Nur sehen soll er eine bunte Welt,
 In der nichts mahnt und Alles wohlgefällt.

Und nicht genug, daß Schmeichelei dem Tage
 Den Ernst der Zeiten unwahr streitig macht,
 Frech angerührt von ihrem Zauberschlage
 Soll täuschen auch die feierliche Nacht.
 In ihr entzündet Schmeichelei die Flammen
 Auf Thurm und Platz, die von Bengalen stammen.
 Sie flackern blendend in die Welt hinein
 Und füllen sie mit feenhaftem Schein.

Zum Märchen wird in solchem falschen Lichte
 Die Wirklichkeit, und Volk und Stadt und Land
 Erscheinen nur als holde Traungesichte.

O wehe Dem, der dieses Spiel erfand,
 Das zum Verblenden nur den Raum erhellet,
 Der Dinge Wahrheit frevelhaft entstellet,
 Und schnell vergeht, wenn es den Zug vollbracht,
 Daß um so finstrier dann erscheint die Nacht.

Wer dieses Licht, dies falsche Licht, gesehen
 Und blind dann starret in die Dunkelheit,
 Er lasse sich die Mahnung nicht entgehen
 An aller Festgepränge Nichtigkeit.
 Ein schwarzer Schatten lauschet hinter allen,
 Soll falschen Glanz zu bald nur überwallen.
 Nur wer den Blick verschlossen jener Pracht,
 Sieht Weg und Steg dann in der Schicksalsnacht.

Censur.

Genjur! — Genjur! Genjur! — und stets Genjur!

Das ist die Lösung dieser bangen Tage.

Nun ist sie gar mir Neuen auf der Spur,

Daß ihr Panier durch Stadt und Land ich trage.

Genfirt zu werden — ich ertrüg' es noch;

Nun soll ich aber selbst den Genfir machen.

Im starren Troß ermann' ich mich jedoch

Und werf' den Stift dem Scheusal in den Rachen.

Und wollte man mit Gold mir jeden Strich,

Vom Stift geführt durch dreiste Zeilen, decken,

Ich riefte laut: Dies Gold ist nicht für mich!

Ich wähl' ich mir den Bettelsack und Stecken

Und habet ihr, zu zwingen mich, die Macht,

Und achtet nicht auf Bitten und Beschwerden,

So seid gewiß, schon in der nächsten Nacht

Sinnt ihr darauf, mich wieder los zu werden.

Mein Theuerstes ist mir mein offner Sinn,
 Mein Heiligstes die Freiheit der Gedanken.
 Die volle Wahrheit nur ist Weltgewinn,
 Sie widerspricht im edeln Recht den Schranken.
 Censur ist Lüge vor dem Tribunal,
 Dem gottgegebenen, der Weltgeschichte.
 Ihr schmähhch Werk ist nur ein Dienst des Baal,
 Verfallen bald dem strengen Weltgerichte.

„Schweig', — sagt ihr mir, — wir stehen am Vulkan,
 Der grollend droht in Flammenwuth zu walten.
 Die freie Presse macht dem Ausbruch Bahn,
 So muß Gewalt die Presse niederhalten.“
 Ihr Thoren ihr! Was habt ihr für Gewalt,
 Den Geist der Zeit, der riesig wächst, zu zwingen.
 Ringsum bedrängt, entgeht auch selbst der Halt;
 Schon halb gelähmt, wollt ihr mit Niesen ringen.

Mit nächstem kommt, was einmal kommen muß,
 Und der Vulkan bricht nächstens aus in Flammen.
 Der Boden hebt schon unter euerm Fuß;
 Bald stürzt der Zwinger, den ihr baut, zusammen

Dann weicht Gewalt der höheren Gewalt.

Das kleine Rüstzeug schwimmt auf Lavawellen.
Wo bleibt dann die Censur? — Sie wird alsbald
Die Kraft des Ausbruchs in die Lüfte schnellen.

Ob nahe mir, ob fern mein Ziel gestellt —

Doch wenn man mich zur Gruft wird künftig tragen,
So sollen nicht, um Alles in der Welt,
Von mir erröthend meine Kinder sagen,
Daß ich die Forderung meiner Zeit verkannt,
Und Werkzeug war, den Völkergeist zu knechten.
Sie sollen De n, so Vater sie genannt,
Mit edelm Stolze zählen zu den Echten.

Patriarchen, und wer sonst.

O Zeit der Patriarchen, wie vielbelobt du bist!
 O Zeit der Patriarchen, wie sehr man dich vermißt!
 Laß dich einmal beschauen im vollen Tageslicht,
 Ob gut du für das Leben, ob schön für das Gedicht.

Hier sind die heil'gen Blätter im Alten Testament,
 Das Abram, Isaak, Jakob die Gottgeliebten nennt.
 Sie zogen mit den Heerden durch weite Steppen hin,
 Das Glück des festen Sitzes erkannte nicht ihr Sinn.

Sie herrschten über Knechte mit kalter Willkür, so
 Wie der Kameele, Schafe sie waren stolz und froh.
 Sie zeugten ihre Kinder, ihr Reichthum deren Zahl,
 Denn auch als Knechte dienten die Kinder allzumal.

Sie waren harte Richter im eigenen Geschlecht,
 Ihr Stamm nur hatte Pflichten, sie hatten ewig Recht.
 Sie meinten nur zu schauen den Stammesgott im Zorn;
 Ihn leicht verübend schleppten das Opfer sie beim Horn

Mit solcher Zeiten Sitten liebäugelt nun der Wahn?
 Will heut noch stumme Knechte, der Willkür unterthan?
 Will für das Recht, das Jedem soll gleich sein, der es sucht,
 Nach Patriarchenweise die väterliche Zucht?

Die Zucht, so keine Schranken und keinen Maßstab hat,
 Vor welcher Ohnmacht zittert, zur Abwehr viel zu matt;
 Die höchstens bange Klagen empor zum Himmel schickt,
 Der wolkenlos und heiter auf die Gebieter blickt.

Was väterlich ihr preiset, giebt bald die Sklaverei,
 Weil ihm die Liebe fehlet, die Willigkeit dabei.
 Mit einem schönen Worte verknüpft ihr argen Sinn.
 Aus Volksummündigkeiten wollt ziehen ihr Gewinn.

Kapf ab, es ist vorüber die Patriarchenzeit,
 Denn Christus ist erschienen in seiner Herrlichkeit.
 Das, was des Kaisers, will er dem Kaiser geben zwar,
 Doch Brüder nur vereinen am heiligen Altar.

Nicht strenge Zucht, nur Liebe setzt er als Lofung ein,
 Zu gleichen Rechten, Pflichten die Menschheit einzuweihn.
 Der Starke soll dem Schwachen mild reichen seine Hand,
 Der Schwach des Reichen werden des Armen Segenspfand.

Aus Liebe! Liebe! Liebe! und aus dem heil'gen Recht
Soll strahlend dann erblühen die Freiheit, voll und echt;
Die Freiheit, die den Zügel der milden Sitten ehrt,
Und vom Gesetz die Richtung in edler Kraft beehrt:

Vom eigenen Belieben gern aufgibt einen Theil,
Damit den Raum gewinnen die Brüder für ihr Heil.
Denn mit der Selbstsucht nimmer die Freiheit kann bestehen;
Es wollen nur Tyrannen nicht ihres Gleichen sehn.

Und suchet nicht Tyrannen nur in der Throne Pracht,
Die fürchterlichsten bietet des Pöbels rohe Macht.
Drum gebet den Tyrannen, sie seien wie sie sei'n,
Patriarchalisch, oder wie sonst, ein tapfres Nein!

Aufwärts.

Mit dem Vorwärtsschreiten ist es lange nicht allein gethan,
Daß dabei man aufwärts schreite, darauf kommt zunächst es an.
Vorwärts zeigt dir viele Wege, welche locken allzumal;
Aber nur allein die Weisheit kann dich leiten bei der Wahl.

Manche Wege gehen nieder, schlängeln sich, ein golden Band,
Durch beblühte grüne Wiesen, durch ein waldig Schattenland;
Aber täuschend sind die Fernen, sumpfig wird die Wiese bald,
Und man kann sich leicht verirren in dem trügerischen Wald.

Vorwärts wärest du gekommen in den Niederungen zwar,
Aber nicht zu deinem Heile, nur zur ängstlichen Gefahr:
Blumen brechend auf den Wiesen bleibst du stecken in dem Moor;
Der hat Freude nicht am Walde, der den Weg darin verlor.

Andre Wege gehen aufwärts, mühsam zwar und voll Gestein,
Bieten wenig nur an Schatten, und viel Wind und Sonnenschein;
Ihr Beschreiten ist ein Steigen, nicht zu denken ist an Lauf,
Langsam und mit steifen Knien kommt man nur den Berg hinauf.

Aber sicher ist dies Wallen, festen Grund hat stets der Fuß,
 Und er ist noch nicht gebrochen, wenn einmal er gleiten muß;
 Denn die kurzen Haidekräuter sind vom Thau zu Zeiten glatt,
 Wird man auch bisweilen müde, wird man dadurch noch nicht matt.

Schweift der Blick von freien Höhen über Meer und Länder hin,
 Wird dem Geist, der allumfasset, Einblicksfülle zum Gewinn.
 Aller Größen Maßstab leget dir in's Aug' die Wissenschaft,
 Lehret dich den Schauplatz kennen für die Wirkung deiner Kraft.

Was der Menge tief im Thale schwer Gewitter scheint zu sein,
 Ziehst unter dir vorüber, leicht Gewölk im Sonnenschein.
 Auf- und Niedergang der Sonne, Monderscheinung, Sternenlauf,
 Klären dir die Wechselwirkung zwischen Erd' und Himmel auf.

Du begreifst, daß die Formen wandelbar und nichtig sind,
 Wie die Wolken, welche rastlos umgestaltet stets der Wind;
 Daß Ergüsse nur der großen Weltenseele, die das All
 Heget, die Bedeutung geben in den Dingen überall.

Und so strebe rüstig höher, immer aufwärts. Ob man spricht:
 „Gis und Tod sind bei dem Gipfel!“ Deinen Eifer dämpfe nicht,
 Wiß, daß doch die Kraft des Menschen höchste Staffel nicht erringt,
 Und daß ferne bleibt vom Gipfel, was nur irdisch ist beschwingt.

Aus des Lebens Regionen kann kein Sterblicher empor.
Wer dem Uebermuth zu warnen, flüsteru Geister in dein Ohr.
Auch die Tiefe wohl zu prüfen solch ein Zuispruch Weisung gab;
Senke Schnur und Blei, zu messen, in den Abgrund ost hinab.

Und so wirst du weiß und tüchtig. Bleibest auch vom Ziel du fern,
Kamst du doch ihm näher, schautest duflos seinen heitern Stern.
Deine Zeit hast du gefördert, und der Beste mehr nicht kann.
Wo der Erste muß beschließen, fängt getrost ein Zweiter an.

Die rechte Mitte.

Mit eurer rechten Mitte!! — Nur allein
 Böß oder gut kann Etwas sein.
 Dies sind die beiden Pole für die Sitte.
 Was treibt ihr denn in eurer rechten Mitte?

„Nun, wir sind darin klug.“ — Nur klug? — Nicht gut?
 Euch also bloßzugeben habt ihr Muth?
 Ihr wollt nur klug, nicht edel werden.
 Macht euch die Tugend denn so viel Beschwerden?

Wenn eure Klugheit nicht auch gut zugleich,
 So spielt ihr selbst euch einen argen Streich.
 Die rechte Mitte habt ihr nicht errungen;
 Beim Bösen bleibt ihr, haltet es umschlungen.

Der Mensch auf Erden ist entweder frei:
 Im Oder liegt die Sklaverei.
 Seid doch so gut, weil ich demüthig bitte,
 Und zeigtet hier mir eure rechte Mitte.

„Der Mensch mag frei, doch nur mit Maßen sein,
Die rechte Mitte setzt in's Maß ihn ein.
Nach Zeit und Umstand lernt er da sich fügen.“ —
Er ist nicht frei mehr, soll er sich begnügen.

„So möchtest du, daß zügellos er sei?“
Mit nichten: zügellos ist er nicht frei;
Dann ist er Sklav der eignen Leidenschaften,
Die schwerer noch als Ketten ihn behaften.

In eurer rechten Mitte gebt ihr, ach!
Bescheiden Theil von Leidenschaft ihm nach,
Den Rest einziehend für die eigne Kasse,
Damit man euch im Trüben fischen lasse.

Der Mensch soll aber frei sein ganz und gar,
Nicht einzeln nur, nein, in der ganzen Schar.
Ein freier Mensch kann nur vernünftig denken,
Und denkt er so, wird er sich frei beschränken.

Fromm oder gottlos kann der Mensch nur sein.
Wie bringt ihr rechte Mitte da hinein?
„Er soll bigott, dies merke wohl, nicht werden,
Auch Gott den Herrn verleugnen nicht auf Erden.“

Wenn er bigot, ist er unduldsam, roh,
 Nie wahrhaft fromm, und nie der Gnade froh.
 Der Atheismus ist ein Spiel für Thoren.
 Gottlos sind beide, beide sind verloren.

Indessen, auch vom Menschen abgesehn,
 Die Wahrheit soll nur in der Mitte stehn.
 Wenn ich mit diesem Sage mich begnüge,
 Was find' ich denn auf beiden Seiten? — Lüge.

Was aber zwischen Lügen mittenein,
 Kann nimmermehr die reine Wahrheit sein.
 Die Mitte theilt sich, rechts, links zu verneinen.
 Bei welchem Theil ist Wahrheit ganz? — Bei keinem.

Die rechte Mitte, von euch hochverehrt,
 — Für ungut nichts, — ist keinen Heller werth;
 Armsel'ger Halt für ein erbärmlich Schweben.
 Kann ich nicht feststehn, mag ich gar nicht leben.

Was mangelhaft, zum Besten soll's hinan;
 Nicht bis zur Mitte, nein, so hoch es kann.
 Und stiege bis zum Besten solches Walten,
 Wär's nur grad für gut genug zu halten.

Mit dem, was ihr die rechte Mitte nennt,
Macht eurer Schwachheit ihr ein Compliment.
Das fehlte noch zu vielen wüsten Dingen,
Die Halbheit in System, Gredit zu bringen.

Wenn ihr nicht ganz seid, seid ihr gar nichts werth,
Seid Ballast, der zur Ungebühr beschwert,
Ganz unfruchtbar für Kirche, Staat und Sitte —
Bleibt mir vom Leib mit eurer rechten Mitte!

Die Thräne des 19. März 1848.

Ich hab' im Leben manchen Schmerz ertragen
Und meine Wimper neigte keine Thräne;
Doch als in jenen blutbefleckten Tagen
Den König sie mißhandelt, -- soll ich's sagen?
Da muß ich weinen eine heiße Thräne.

Die Thräne brennet noch auf meiner Wange,
Mir scheint, daß stets sie ihre Glut erneue.
Sie will nicht trocknen, ich empfind' es bange,
Daß sie noch brennt, wenn ich zur Gruft gelange;
Denn bis zur Gruft bewahr' ich meine Treue.

Die Wahrheit durfte sich vernehmen lassen,
Die Freiheit ernst ihr Recht in Anspruch nehmen;
Doch das Jahrhundert muß entsetzt erblaffen,
Wenn Hohn und Rohheit nach der Krone fassen. —
Die Mitwelt muß sich vor der Nachwelt schämen.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Es wurden Glaube, Liebe, Hoffnung nie
 So viel gepriesen als in diesen Tagen.
 In hundertfachen Bildern sieht man sie
 Zum Zimmerschmuck durch alle Länder tragen.
 Kaum giebt es eine Grabschrift, welche nicht
 In blaßem Gold von dieser Dreiheit spricht.
 Im Trauercarmen und im Hochzeitsliede
 Gewährt sie fast allein den Thatbestand.
 Ob sie gepinselt an die Kirchenwand
 Am Orte sei? — Käm' Einer, der's entschiede!

Nun aber nimmt man wohl zu Zeiten wahr,
 Wie Viele das am allermeisten preisen,
 Was sie nicht haben, woran arm und haar
 Sie sich bei jedem Anlaß, ach! beweisen.
 Und wenn es so mit dieser Dreiheit steht,
 Wenn diesmal auch der Mund nur übergeht
 Von dem, woran das Herz den Mangel leidet,
 Wär' es fürwahr ein höchstbetrübter Fall,

Und würde solch ein eitel hohler Schall
Den Besserwissenden gar sehr verleiden.

„Was glaubt man denn so eigentlich zur Zeit?“
Ich weiß es nicht, und möcht' es gern erfahren.
Zwar seufzet, stöhnt die liebe Christenheit,
Doch mit dem Glauben ist sie nicht im Klaren.
Der glaubet nichts, und ist dabei vergnügt.
Der schwört zu glauben brünstig, doch er lügt;
Er setzt damit in's Lotto, zu gewinnen.
Der haßt den Glauben aus der Sündenjaat,
Und merkt nicht, daß er Aberglauben hat.
Mit Hoffahrt will den Glauben der beginnen.

„Was liebt man denn? Gott etwa?“ Nun fürwahr
Dann hielte besser man, was er geboten.
„Den Nächsten etwa?“ Hier will offenbar
Der Text am Rand gar viele, viele Notizen.
„Das edle Weib?“ Man freiet nur nach Geld.
„Die Kunst?“ Den Künstler fragt, was man bestellt.
„Nun aber Etwas muß der Mensch doch lieben.“
Das thut er auch in dieser reifen Zeit.
Eins liebt er wahrhaft, und mit Innigkeit.
„Nun was?“ Sich selbst. Geschrieben ist geschrieben.

Was hofft man denn? — Wohl ew'ge Seligkeit?“

Dann müßte man von Zweifeln, Leidenschaften

Sich lösen mehr in dieser Welt voll Streit,

An Haß nicht, Dünkel und Parteiung haften.

„Den Fortschritt in den Dingen dieser Welt?“

Wenn Jeder den nach seinem Wahn bestellt

Zerfließt das Hoffen in ganz eitelm Wahn.

„Was hofft man aber doch?“ Man ist geneigt

Zu hoffen, daß der Cours der Börse steigt,

Und nach Procenten steigert sich das Sehnen.

„Was ist von diesem Allen nun der Schluß?“

Daß — soll lebendig diese Dreieheit werden —

Das Gegentheil von dem man üben muß,

Wofür man außer Athem kommt auf Erden.

Das reine Herz, so wahrhaft glaubt, liebt, hofft,

Sieht sich in äußerster Bedrängniß oft,

Doch halt' es fest am Glauben, Lieben, Hoffen;

Durch dichte Nebel geht es doch empor,

Und wer nicht Muth und Heiterkeit verlor,

Sieht doch am Ziel des Heiles Tempel offen.

Poesie nach der Mode.

Sie haben den Pegasus ausgebalgt
Und ihn ausgestopft mit Heu,
Auf dem Museum steht er nun
Als wär' er lebendig und neu.
Das nenn ich mir doch eine Rarität.
Wie nur die Dichtkunst dabei besteht?

Als Locomotiv auf der Eisenbahn
Die Dichtkunst dampfend hinfährt,
Und schleppt den Zanbagel hinter sich drein,
Der Alles im Fluge begehrt.
Wenn der Dampf hinwirbelt, sich strecket und ballt,
Das giebt den Effect und das giebt die Gestalt.

Novellenfigur nach der Mode.

Mein Kind, woher so rund?

„Ich kam ein wenig zu Falle.“

So schamlos thust du das kund?

Dirg lieber dein Kalb im Stalle.

„Da hört nur, was der Philister spricht,

Modernes Leben versteht er nicht.“

So wehst mein Kind? — „O weh,

Ich bin auf den Strand gekommen.“

O hättest auf hoher See

Du dich besser in Acht genommen.

„Da hört nur, was der Philister spricht.

Den großen Welt Schmerz versteht er nicht.“

Wohnung zu vermieten.

Tafeln hängen schwarzbedruckt
 An so manchen Thüren,
 Dieser sieht und Jener guckt:
 Giebt es was zu spüren?
 Zimmer zu vermieten sind;
 Mag nur Jemand bieten.
 Diese Herrn, flink wie der Wind,
 Wollen welche mieten.

Nugt denn die Gelegenheit,
 Denn sie scheint nicht spärlich.
 Aber ach! Du liebe Zeit!
 Wählen ist beschwerlich.
 Dieß Logis wird, je nß gesehen,
 Ueberall zu mäkeln.
 Doch man kann nicht draußen stehn,
 Läßt zuletzt sich häkeln.

Alle Wirthe fanden doch
 Endlich ihre Miether:
Denes stille Haus jedoch
 Weiden alle Vieter.
Muß doch dies Quartier beschaun,
 Das kein Mensch beehrte.
Sigmens Blick nur kann man traun.
 „Guten Tag, Verehrte!“

So sprach ich die Wirthin an,
 Dame, streng von Mienen.
Zimmer wurden aufgethan,
 Die sehr hell erschienen.
Zwar behaglich eben nicht,
 Und auch warm nicht eben.
Licht, und Licht, und nichts als Licht;
 Schatten nicht daneben.

„Kann, mein Herr, — die Dame spricht, —
 Sie wohl Licht verjagen?“
Wollen sie, Frau Wirthin nicht
 Ihren Namen sagen?

„Ich bin Frau Vernunft genannt,
Und kann selbst nicht fassen,
Wie mein Haus, so wohl im Stand,
Alle Miether hassen.“

Aber ich begreif's genau,
Kann mit Rath auch dienen.
Vor die Fenster, werthe Frau,
Ziehen sie Gardinen.
Fangen ab das strenge Licht,
Färben es phantastisch.
„Mein, mein Herr, das thu' ich nicht.
Mein System ist d r a s t i s c h.“

N e i n .

1849.

Ein Paar Dämonen giebt, es — Nein und Ja,
 Die menschlichen Geschicke zu bestimmen.
 Sie waren gleich in Odens Lauben da,
 Nur mit der Menschheit können sie verglimmen.
 Sie sind nicht gut, sie sind nicht schlecht an sich.
 Sie wirken heilsam oder fürchterlich,
 Wie sie den Man der Handlungen betreten.
 Von beiden keiner herrschen darf allein.
 In unsrer Zeit despotisirt das Nein;
 Ja stehet machtlos, schüchtern und betreten.

Ehrt das Geschlecht noch Väter s i t t e ? — N e i n .
 Das Beste, weil es alt, soll sein vernichtet.
 Ist Ehrfurcht, edle Scheu Gebrauch noch ? — N e i n .
 Als Vorurtheile hat man sie gerichtet.
 Steht reine Liebe noch im Preise ? — N e i n .
 Begeisterung muß der Parteiwuth weichen.
 Ist noch der Glaube bei dem Volke ? — N e i n .

Mag man zu Gott noch innig beten? Nein.
Die Furcht vor ihm macht keine Stirn erbleichen.

O wäre Väter sitte heilig noch,
So würde man das Vaterland noch lieben.
Nun schmiedet ihm ein wilder Wahn das Joch,
Zu dem das Nein das Muster vorgeschrieben.
Die Weisheit soll nicht herrschen mehr allein.
Bei roher Menge soll die Herrschaft sein.
Gefesselt selbst will sie Gesetze geben.
Was ohne Zügel, hält man nur für frei.
Der frechen Selbstsucht wilde Tyrannei
Wird — arger Spott! — für Freiheit ausgegeben.

Ach! würden Ehrfurcht, edle Scheu noch warm
Und inniglich gehalten in den Seelen,
Dann würde nicht ein pflichtvergeßner Schwarm
Zu schlechtem Zweck so schlechte Mittel wählen.
Die Tugend führt die Menschheit nur hinan.
Aus Ehrfurcht nur vor Guten, Wahren kann
Sich Menschlichkeit und Völkerheil entfalten.
Doch ist die Tugend nur ein leerer Schall,
Den Staaten droht ein schmäblicher Verfall,
Wo Volkverführer Böbelwuth gestalten.

Der Selbstsucht Hier besiegt nur e d l e S c h e u.
 Dem Armen giebt sie Kraft, sich zu bescheiden
 Mit larger Nothdurft, nährt in ihm die T r e u.
 So mag er nicht des Reichen Glück beneiden.
 Nun brüllt die Habgier aber frech ihr, „N e i n!“
 Das Gut der Welt soll gleichve r t h e i l t nur sein.
 Dem Recht des Eigenthums wird Hohn gesprochen.
 Der Diebe Schar bricht in das Haus bei Nacht,
 Meint sich im Recht, weil sie die T h e i l u n g macht.
 Der offenen Straße Frieden wird gebrochen.

Ein reiner Strahl der Himmelseligkeit
 Fällt hochbeglückend in dies Erdenleben,
 Will r e i n e L i e b e sich mit Innigkeit
 Der r e i n e n L i e b e süß berauschtend geben.
 Dagegen auch spricht heut ein höhrend N e i n.
 Der höchste Reiz gilt nur als Spiel und S c h e i n.
 Das Hochgefühl der Herzen ist ersterben.
 G e l d ! heißt es, G e l d ! — E r k a u f t will sein der Mann ;
 Und wehe Der, die den bezahlen kann.
 Sie hat Verachtung nur und Hohn erworben.

Den r e i n e n S i n n entzückt das S c h ö n e nur,
 Im Wort, im Ton, im Zauber der Gestalten.

Ihm wird allein die göttliche Natur
 Die Wunder ihres Reizes ganz entfalten.
 Doch solcher Sinn, lebt er noch heute? — Nein.
 Man ist erkaltet, um nur schlau zu sein,
 Denn die Begier kann nimmer sich begeistern.
 Zum hohlen Brunk entheiligt man die Kunst.
 In der Natur sieht man nur Stoff und Dunst,
 Und die Verstimmung kann kein Gott bemeistern.

Mit allem Trübsal auf des Lebens Pfad
 Kann G l a u b e n nur den Duldbenden versöhnen
 Der hat den Himmel, der den G l a u b e n hat.
 Sein Schmerz zerfließt in Engelsharfontönen.
 Was meint am Himmel noch zu haben Der,
 Dem aus dem Zweifel kommen Muth und Wehr,
 Die Stimme des Gewissens zu besiegen.
 Frommt dem Unsterblichkeit der Seele? Nein.
 Ihm muß es Trost im wüsten Treiben sein,
 Auch geistig todt einst in der Gruft zu liegen.

Nur welcher glaubt, nur der erkennt Gott,
 Und mag an ihn sich in Gebeten wenden.
 Die fromme Furcht vor seinem Richter, Gott!
 Nimmt ihm das Schwert des Zornes aus den Händen.

Ist heut die Furcht vor Gott noch allgemein?
 Die neuen Volkverwirrer rufen: „Nein!
 Daß Gott vorhanden, werd' uns erst bewiesen.
 Was die Vernunft nicht construiren kann,
 Nimmt sie mit Grund als nicht vorhanden an.
 Als Aberglauben wird es abgewiesen.“

O großer Gott! Sei gnädig, greif hinein
 In dieses Irrfals hochempörte Wellen,
 Um zwischen Ja und diesem frechen Nein
 Das Gleichgewicht allmächtig herzustellen.
 Doch auch erbarmend blick' in diese Noth.
 Die Zeit ist krank, von Fieberhitze roth.
 Sie heilen kann nur deine Gnadenmilch.
 Gieb frommen Glauben, gieb der Liebe Glück,
 Begierung und Furcht vor dir zurück
 Den Menschen, die du schufst nach deinem Willk.

Doch ach! wenn nun die Zeit der Strafen ist,
 Die frevelnde Jahrhunderte verschulden,
 Gieb uns die Kraft, für die du Alles bist,
 In gläubigen Ergebenen zu dulden.
 Nicht über uns sprich der Verwerfung Nein.
 Laß unsern Schmerz ein Läuterungsfeuer sein,

Um für die Gnade neu uns zu gestalten.
Und wenn wir hingehn vor der Gnadenzeit,
Gieb uns im Tod der Hoffnung Freudigkeit,
Daß Friede sei, wenn unsre Kinder walten.

**Der Zeit
Krankheit, Tod und Wiedergeburt.**

Ein Cyklus von Gedichten und Bildern.

Die kranke Zeit im Jahre des Heiles 1840.

Die Zeit liegt nun zu Bett, als hohe Kranke,
Denn krampfhaft zuckt es ihr in allen Gliedern.
Sie fiebert stark. An Ruhe kein Gedanke.
Was fehlt ihr denn? — Schwer fällt hier das Erwiedern.
Ihr fehlet Alles, will man sie befragen,
Und weiß doch nicht das Wehsein zu zergliedern.
Sie möchte schier vor Ungeduld zererschlagen
Was ihr von Spiegeln, Schränken, Stühlen, Tischen
Als Erbschaft steht ringsum aus alten Tagen.
Den ganzen Hausrath will sie nun erfrischen,
Kommt über die Façon doch nicht in's Reine;
Sie zeichnet mit dem Stift, um wegzuwischen.
Ihr Bett umgeben eifrig im Vereine
Wohl hundert Rathgeber, ungerufen,
Und keiner hilft der Armen auf die Beine.
Der G i n e sagt: sie soll zum Kampfe rufen
Sich aufzufrischen in dem Blutvergießen,
Im Saatzerstampfen mit den Koffeshufen.

Sie hört das gern, und möchte wacker schießen ;
 Doch wer wird Kranken Blei und Pulver geben ?
 Der Andre meint: ihr müchtet haß ersprießen
 Den Staat zu reformiren — neues Leben
 Der alten Kirche blasend einzuhauchen ;
 Doch wenn ihr überreizt die Nerven beben
 Und Fiebergluten ihr zu Kopfe rauchen ,
 Wie hätte sie zum Blasen wohl die Lungen ?
 Wie wäre zu Reformen sie zu brauchen ?
 Zwar zankt sie auf einmal mit sieben Zungen ,
 Doch was sie proponirt, sind Phantasien ,
 Constitutionen kaum für Gassenjungen .
 Philosophie hat ihr System geliehet ,
 Doch packt sie's an dem Schwanze statt am Kopfe .
 Aus der Geschichte will den Geist sie ziehen ,
 Und rühret deren Treibern nur im Topfe
 Bis ihr die Sinne fast vom Dampf entwichen .
 Im Dampf! — Der ist's! — Den faßt sie nun beim Schopfe .
 Im Dampfe wirbeln Geister ohne gleichen ,
 Es kommt nur darauf an, sie zu beschwören ,
 So fördern sie das Heil in allen Reichen .
 Die kranke Zeit will nun von nichts mehr hören ,
 Als von Fabriken und von Schienenwegen .
 Im Bette scheint sie Satan aufzustören ,

So schreit und zappelt sie nach Actienseggen,
Nach Börsencours und fetten Dividenden,
Bezankt die Richtung Bahnen anzulegen,
Die mehr und minder im Saturnus enden.
Zu groß wird nun der Lärm. In Amtespflichten
Muß man nach Aerzten für die Kranke senden,
Ihr Hirn und Nerven wieder einzurichten.
Die finden sich zu Haufen auf den Gassen,
Zu Wagen und zu Fuß. Sie nah'n im dichten
Gedräng dem Bett. — Wie sie das Ding nur fassen?

Das Consilium.

Die Macht der Staaten sitzt am Krankenbette,
 Sie ruft: „Kommt nur herein, ihr Herrn Doctoren!
 Ihr seht auf dieser seidnen Kammerstätte
 Die Liebe Zeit, so den Verstand verloren,
 Um Lebenskraft und Appetit gekommen,
 Bei Kopfweh, Herzweh, Säusen in den Ohren.
 Hausmittel nur hat sie bisher genommen,
 Sie wollen aber längst nicht mehr verschlagen.
 Nur aus der Facultät kann Heilung kommen.
 Ein gutes Honorar ist zuzusagen.
 Ihr sehet hier den Korb voll bester Deden,
 Auch schöne Titel giebt's aus bessern Tagen.
 Fast niemals ist es euch so gut geworden.
 Aus blauem Dunst zapft euch den goldnen Regen.“
 Es räuspern erst die Herrn sich in Accorden;
 Ziehn treffliche Gesichter im Erwägen.
 Wohl zwanzig Hände, braun und weiß, sich strecken,
 Die langen Finger an den Puls zu legen.

Bang wird der Kranken unter ihren Decken,
 Bebt schon vor Aberlaß und Ruthestreichen,
 Denn Einbildung verheßt sie allerwegen.
 Gleich sagt man so viel Schönes dieser Bleichen,
 Macht ihrem Geist so viele Complimente,
 Daß Eitelkeit läßt jede Furcht entweichen.
 Sich darzubieten dem Experimente.
 Doch welchem? Diese modische Genossen
 Sind einß, nicht bloß im Wunsch nach fetten Renten,
 Auch in dem Grund, dem dieser Fall entsprossen;
 Er heißt: „R e v o l u t i o n.“ Die liebe Kranke
 Hat erst zuviel Aufregendes genossen,
 Ging dann mit ihrem Treiben auß der Schranke,
 Hat so stark eingestürmt in ihre Kräfte,
 Daß nun kein Wunder, wenn sie schmäählich wanke,
 Nachdem so sehr verdorben sie die Säfte.
 Von hier ab trennen sich jedoch die Weisen.
 Der Erste machet nur mit Zwang Geschäfte
 Und will mit wunderbarem Takt beweisen,
 Nur äußerliche Mittel können dienen.
 Aus altem trockenem Holz und frischem Eisen
 Soll man ein Streckbett zimmern gleich, und Schienen,
 Der Guten alle Glieder auszudehnen,
 Bis sich ein Knacken hören läßt in ihnen

Als sie zu heftig sich im eiteln Wähnen
 Der eignen Kräfte zappelnd überhoben,
 Sei'n aus dem Fug gekommen ihre Sehnen,
 Und seien Rückgratswirbel ihr verschoben.
 Still liegend und geschnürt mit verben Bänden
 Sei die Verrenkung ihr zurecht geschoben.
 Wenn sie demnach den ersten Akt bestanden,
 Soll man sie stets ein Schnürleib tragen lassen,
 Wenn auch versteckt von zierlichen Gewänden,
 Im Schnitt der Renaissance, die trefflich passen.
 Ob solcher Bug ihr auch den Athem hindert,
 Sie wird die Pein, wie man sie kennt, nicht hassen,
 Weil Lust an Tand ihr Unbehagen mindert. —
 Der Zweite schreit: „So wird sie bald erblaffen,
 Weil ihr des Blutes Umlauf wird verhindert.
 Austobend muß im Uebermaß sie praffen,
 Und sich zulezt in eigener Schlinge fangen;
 Hört mich nur an, ich weiß sie wohl zu fassen.
 Nach Fortschritt und Bewegung ihr Verlangen.
 Fortschreiten laßt sie; — mag sie sich bewegen,
 Daß Schweiß ihr perlt an Stirne, Nas' und Wangen.
 Nur muß sie sich nach eurer Pfeife regen,
 Doch immer wähnend frei sich zu bestimmen.
 Mag sie sich frisch auf weite Pläne legen

Rein materieller Art, ob auch ergrimme
 Die kleine Zahl der Bettelidealisten.
 O mag sie doch für Eisenbahnen glimmen,
 Für Actien au porteur, und Mäklerlisten.
 Macht ihr den Börsencours zur großen Sache
 Für Christen = Juden und für Juden = Christen,
 Damit gewinnvoll sie Geschäfte mache,
 Bei Generalversammlungen sich streite,
 Damit — vergebt mir gütig, wenn ich lache —
 Sie sich ein hohles Asterbild bereite
 Vom Völkerrath, der für den Staat entscheide.
 Laßt sie Statuten gießen in die Breite
 Für Dies und Jen's, damit sie nicht beneidet
 Das Parlament, wenn es Gesetz' erwäget,
 Und den Ministern das Budget beschneidet.
 Man weiß ja wohl, was all die Brunnst bewegt,
 Nur Eigensucht und Eitelkeit der Kleinen,
 Und daß gleichviel, wohin man die verlegt.
 Nichts liegt am Wesen, Alles an dem Scheinen.
 Darf sich die Kranke laut und wichtig machen,
 Wird sie die ganze Welt zu stützen meinen.
 Doch wer zuletzt lacht, wird am besten lachen.
 Wenn abgehzt man bergestalt die Liebe,
 So werden ihr zuletzt die Glieder krachen

Vor Müdigkeit, und ihre kühnen Triebe
 Vergehn wie Dunst, sobald die Course weichen.
 Und wenn man gar ihr den Banquerot verschriebe?? —
 Und ihren Reichthum aus Papier mit Streichen
 Der Politik in alle Winde sprengte?? —
 Ein Stückchen wär' es freilich ohne gleichen.
 Am Boden läge dann die Schwerbedrängte,
 Schwach, lendenlahm, ohn' alle Lust zu Thaten,
 So bettelarm, daß sie sich gern erhänge.
 Doch träfe dies nicht auch die Macht der Staaten?
 Sie könnte, weil sie sich beim Spiel theilte,
 Wohl selber in die Pfühe mit gerathen.
 Doch wie? — Wenn sie rechtzeitig sich beeilte,
 So möchte sie vielleicht im Trüben fischen,
 Oh' man die Massen im Concurß vertheilte,
 Den ganzen Kram für sich allein erwischen.
 Ihr Debet tilgt sie leicht — durch Kassenscheine,
 Streicht ein die Forderung klingend von den Tischen,
 Hält doch die Macht den Vortheil stets am Beine." —
 Der Dritte schreit: „Ihr seht nur Traumgesichte.
 Allein am Magen leidet unsre Kleine.
 Ihr schmeckt das Dünne nicht und nicht das Dichte.
 Sie hat an Speis' und Trunk sich übernommen,
 Und die Verdauung ward ihr ganz zu nichte.

So geht's, wenn Leeres man zu viel bekommen,
 Tyrannensurz und Leipz'ger Völkerschlachten,
 Philosophie, dem Ideal entnommen,
 Dann der Natur, aus dumpfig finstern Schachten;
 Antike Poesie, Romantik girend,
 Dann Rittersturm, und höllisches Unnachten.
 Erfundenes, Geschichtliches verwirrend;
 Theologie, katholisirend mystisch,
 Freigeistig, rational, und skeptisch irrend,
 Wortgläubig, kraß supernaturalistisch,
 Symbolik unbulbsam zum Brei verglasend,
 Hermesianisch oder romanistisch —
 Wer würde nicht von solchem Wischmasch rasend?
 Stets folget Gel auf zu vieles Schmausen.
 Der Dünkel k. mmt dazu, den Wuß anblasend.
 Die Patientin fühlt der Langweil Grausen,
 Weil ihr nichts Neues kann geboten werden.
 Ist überdrüssig in der Welt zu hausen.
 Führt sie daher mit Dienern und sechs Pferden,
 Nennt sie die Noth *Blasirtheit*; muß sie gehen
 Zu Fuß im Roth, posaut sie die Beschwerde
 Als *Welt schmerz* aus, auf Dinge zu bestehen,
 Die hohl und nichtig. Leeres Hirngespinnste
 Will sie bei Kirch' und Staat verwicklicht sehen.

Spielmarken setzt sie ein und will Gewinne.
 Besonders abgeneigt ist sie dem Denken.
 Gleich satten Ziegen mitten in dem Ginst
 Liegt sie mit aufgeschwollenen Gelenken
 Im Unkraut, das den Garten überwildert;
 Läßt sich nicht mehr durch große Worte lenken
 Der edeln Geister alter Zeit; doch bildert
 Sie gern und stiftet dazu Kunstvereine.
 Will, daß man ihr im goldnen Rahmen schildert,
 Zur eiteln Labung nur am bunten Scheine,
 Weil sie zur Wahrheit nicht weiß durchzubringen,
 Die göttliche Natur. — Nicht mehr vom Weine,
 Vom Brauntwein hoffet sie die Geistesflügel,
 Den weiß ihr rohe Jüngerschaft zu brauen,
 Und ihr auf jeder Messe darzubringen.
 Das ist die Poesie, die nicht für Frauen,
 Für Männer sein soll, plumper Zeitungsplunder,
 Der Inhalt schülerhaft, kaum anzuschauen,
 Durch Reim und Vers nur Etwas — großes Wunder!!
 Was unsre Kranke sonst wohl ausgepiffen
 Stellt sie dem großen Dante gleich jezunder,
 Weil aus dem Tageswirrwarr es gegriffen.
 Was schon so dünn ist, soll man nicht mehr schnüren.
 Was kraftlos ist und völlig abgeschliffen,

Soll man nicht neu zu Thätigkeiten führen.

Auch soll man Kranke nicht zum besten halten,
Und Zug und Trug in's Moschuspulver rühren.

Die Hungercur verordne man der Alten,
Denn sie war dalt; was helfen Schmeicheleien?
Ja wahrlich alt, wenn auch nicht weiß im Walten.
Und weil sie taub, muß man in's Ohr ihr schreien:

« Die Böllerei ließ auf den Hund Sie kommen.
Am besten wär's man ließe verb Sie speien,

Doch da zu selbst ist Ihnen Kraft genommen.
So wegen Sie durch Fasten aus die Scharren,
Bis Sie zum dürren Spahn herabgekommen,
Und mischen zu Patience sich die Karten.»

Du hochverehrte, große Macht der Staaten,
Nimm unterdeß den Rath der Hochgelahrten.

Leg jeden Vorsatz ab zu großen Thaten.

Laß das Jahrhundert völlig nüchtern werden,
Ein kahler Knochen vom verzehrten Braten.

Nicht rückwärts und nicht vorwärts wall' auf Erden.

Die rechte Mitte wähle für dein Schreiten,
Und sei nicht kalt, nicht warm in den Geberden.

Dies ist die wahre Politik. Zum Leiten

Ruf dir die Wärterin aus dem Spitale;
Sie heißt Philisterei, und laß bereiten

Von ihr den Haferschleim zum Krankenmahle,
 Nach dem Recept, das Schematismus heißet.
 Laß es auch dunkler werden in dem Saale.
 Ob in ihr Kissen die Patientin beißet,
 Wird über kurz so völlig stumpf sie werden,
 Daß sie kein Donner aus der Starrheit reißet.
 Dann wird kein Umtrieb deinen Gang gefährden,
 Dann wirßt du wieder dich bequem einrichten,
 Wirßt dich behaglich dehnen hier auf Erden
 So wie vordem, hast weiter nichts zu schlichten,
 Zu fürchten mehr. Der Geist zwar ist verglommen,
 Doch der hat nie getaucht in den Geschichten.
 Prometheus hat als Dieb das Licht genommen.
 Und ob der Folgen mach dir keine Sorgen;
 Die Sündflut denen, welche nach uns kommen
 Wenn heute wohl, der frage nicht nach morgen.
 Ein Ende muß zuletzt doch Alles nehmen.
 Die Null im Nachlaß hindert nicht am Vorgen.“
 Der Vierte stöhnt: „Und willst du dich nicht schämen,
 Vom Teufel selber deinen Rath zu holen;
 Er freilich bleibt der Abgott der Bequemeln.
 Was thut die Macht mit ausgebrannten Kohlen?
 Nur Fusel dampft aus leergepreßten Trauben.
 Die Krankheit dieser Zeit, — ganz unverhohlen, —

Ist Sünde nur; denn sie verlor den Glauben
 Höchst eitele Vernunft schlug in die Glieder,
 Um diesen Mark und Lebenskraft zu rauben.
 Schafft also schnell den blinden Glauben wieder,
 Macht Forschung ihr und Reflexion zu nichte,
 Zieht die Schwungfedern ihr aus dem Gefieder,
 Daß seufzend sie dem Staube sich verpflichte
 Die Sinnenwelt mit Füßen zu zertreten.
 Sie beb' in Buße vor dem Weltgerichte,
 Verwende Sinn und Streben nur zum Bete'n
 Auf offenm Markte, nicht in stiller Kammer.
 Sie kleb' am Dogma nur im starren, steten
 Entschluß dafür zu sterben, ächz' im Jammer,
 Und klemme stöhnend ihres Zweifels Treiben
 In der Casuistik eng gespaltne Klammer.
 Schafft Mönche nur, eilt Mönche zu verschreiben,
 Daß sie die Zeit in knappe Regel passen,
 Dem Bönzenthum sie völlig einverleiben,
 Und sie belehren jeglich Licht zu hassen.
 Den Keßer mag der Bliß des Bannß erreichen,
 Unduldsamkeit mag grimm das Opfer fassen,
 In Höllensfurcht mag jede Kraft erleichen.
 So wie der Fisch geschleubert an's Gestade
 Nach Wasser leucht, wenn Bluten abwärts weichen,

So schnappe diese Sünderin nach Gnade,
 Verwünschend jeden Aufschwung freier Kräfte,
 Daß sie Barmherzigkeit zu Tische' lade,
 Durch Himmelsmanna bessernd ihre Säfte.

Wenn sie so bumm nun ist und ohne Willen,
 Macht keine Klugheit treffliche Geschäfte,
 Erst, wie von ungefähr und ganz im Stillen,
 Dann mit Posaunenschall und Festtrompeten,
 Mit Hierarchie sowohl als Samaritten.

Die liebe Zeit sieht, merket nichts; im Beten
 Mag man getrost sie fleißig rückwärts schrauben,
 In mittelalterlich candirte Stäten.

Denn rückwärts muß es gehn, dies mögt ihr glauben,
 Soll wieder Ordnung in die Dinge kommen.
 Vorwärts will nur die Schläng' in Erens Lauben.

Zurück, nur immer dreist zurückgeschwommen,
 Jedoch mit Eleganz und feinem Sinne,
 Dann wird die Procebur wohl hingenommen.

Ergelbe Massen braucht man zum Beginne,
 Die, wohlgenährt, doch ohne Lieb zum Fragen,
 Daß Glückkrab drehn, damit die Macht gewinne.

Für den Grob'rer mögen sie sich schlagen;
 Wenn man ein wenig sie fanatisirte,
 Kann man mit ihnen Land und Meer durchjagen.

Die Burgen, deren Pracht die Berge zierte,
 Läßt man von ihnen lustig restauriren.
 Der Feudalismus, der einst stolz turnierte,
 Darf in den Schranken wieder courbettiren.
 Zu Material von Riesenkathedralen
 Läßt man die Felsen flink durch sie poliren.
 Mit ihrem Blut läßt man die Fenster malen.
 Und möchte noch zulezt dem Wig gelingen,
 Um los und frei zu sein von allen Qualen,
 Buchdruckerkunst aus dem Gebrauch zu bringen,
 So wär's ein Stück, mit Gold nicht aufzuwiegen.
 Dann würden frisch vom Mund die Lieder klingen,
 Im Dichterkampf die Minnesänger siegen.
 Die guten, alten, rückgekehrten Zeiten
 Wohl ließen neu die Driflammen fliegen." —
 Der Fünfte, der gehorcht nur hat vom Weiten,
 Tritt vor nun, Dunkelroth auf seinen Wangen.
 Wem stimmt er bei? Wen möcht' er hier bestreiten? —
 „Ihr seid, versteht er, sämmtlich irr gegangen,
 Ihr plagt den Leib und habt den Geist vergessen,
 Den diese Leidende von Gott empfangen.
 Doch nein, ihr habt euch frecher noch vermessen:
 Ihr läugnet nur den Geist, um ihn zu tödten,
 Den ewig machtgerüsteten, — indessen

Ihr müßt als Wichte vor euch selbst erröthen.
 Ich läugne nicht, wir sehen eine Kranke,
 Doch eine, die sehr fern von letzten Nöthen;
 So groß und herrlich war einst ihr Gedanke,
 Mit dem sie sich versenkt in Wahrheitstiefen.
 Ihr Heldenmuth besiegte jede Schranke,
 Da Cherubim zum Freiheitskampfe riefen.
 Nun lieget sie ermattet nach dem Ringen
 Und Schweißestropfen von der Stirn ihr triefen.
 Sie ward verwendet zu so großen Dingen,
 Daß Ueberreizung sie zuletzt befallen,
 Und schlaffgeworden ihr die Siegeschwinger,
 Ihr Ohr ward taub von der Geschütze Knallen.
 Nun fragt sie sich, was all ihr Kampf errungen?
 Und sieht so wenig, was ihr mag gefallen.
 Da fühlet sie vom Weh sich tiefdurchdrungen,
 Vom Zweifel die gespannten Nerven beben.
 Sie hat gedacht, geschlagen und gesungen
 Für Freiheit nur, für diese Gut und Leben
 Gewagt, und meint voll Ingrimm wahrzunehmen,
 Daß man von dieser ihr fast nichts gegeben.
 So muß sie sich der eignen Siege schämen.
 Des Geistes Freiheit hat sie sich errungen,
 Und darf doch nicht des Rechtes Freiheit nehmen.

Mit innerm Zwiespalt kämpft sie nothgedrungen,
 Will Form für das, was in dem Geiste lebet,
 Will freies Wort, und ach! man lähmt die Zungen.
 Weil ihre Kraft, auch noch in Fesseln, strebet,
 Nahm in Materie grollend sie die Richtung,
 Und da selbst ist ihr Herrliches gelungen.
 Das Wesen suchend g'nügt ihr nicht die Dichtung.
 Sie will die Poesie dem ganzen Leben
 Verschmelzen in unlösbarer Verbichtung.
 Sie will den Stoff zum Ideal erheben.
 Das kann sie nicht, — sie irrt, — doch solchem Irren
 Darf selbst die Muse grüne Kronen geben;
 Denn weltgeschichtlich werden diese Wirren,
 Und wollet ihr die große Kranke heilen,
 Lernt erst den Adler in den Lüften kiren.
 Nein, laßt sie ruhig mit sich selbst verweilen,
 Und strebet nicht durch falsche Künsteleien
 Dem Unbehagen Ingrim mitzuthelen.
 Die feinste Lüge wird zum Himmel schreien.
 Von Außen ist der Noth nicht beizukommen.
 Daß nur die Schmerzen in dem Innern seien,
 Dies werde wohl und mild in's Aug' genommen.
 Seid sittlich selbst, auf Sitte zu bestehen.
 Nur aus der Tugend kann die Heilung kommen.

Vergeblich auch, auf Rückwärts zu bestehen.
 Und wenn zum Schein auch der Versuch gelänge
 Wird schneller bald es wieder Vorwärts gehen,
 Und zwar von selbst, wobei dann im Gedränge
 Die Bruderschaft der Macchiavellisten
 In eignen Schlingen sich zur Schmach verfänge.
 Seid treu, seid wahr, abtagend allen Listen,
 Nur solchem Arzt wird diese Kranke trauen.
 Schließt sie nicht ein in's Kloster der Trappisten
 Vor ihrem dreisten Wort in Furcht und Grauen.
 Mag sie das Weh laut in die Lüfte klagen,
 Und lernet fromm in ihre Wunden schauen,
 Nur so wird euch das Licht der Einsicht tagen,
 So lernet ihr die rechten Mittel kennen,
 Und könnet dreist sie zu verwenden wagen.
 Ein Altar steht, deß' Flammen ewig brennen:
 Der Altar der Natur. O wollt beginnen
 Euch Priester dieses Altars zu benennen,
 Um seinem Dienst die Kranke zu gewinnen.
 Dann wird sie bald der Qualen ledig werden,
 Wird stark genesen und mit heitern Sinnen
 Das bessere Loos selbst gründen sich auf Erden.
 Was den Materien sie abgerungen
 Wird dann dem Geist die stärkere Schwinge werden

Empor zu steigen aus den Niederungen.

Ein neues Ideal in neuen Sonnen

Geht auf sodann, von neuem Lied besungen,

Und neue Welt wird haben neue Wonnen." —

— — Die Macht der Staaten, der man vorgetragen

So ganz Verschiedenes, hat lang' gefonnen

Und stehet auf, um Folgendes zu sagen:

„Ich will die Sachen mir nach Tisch' bedenken.

Ihr seid entlassen. Steigt in eure Wagen.“

Als Jene nun den Schritt zum Ausgang lenken,

Will in das Auge sie den Letzten fassen.

Sie ruft ihm zu: „Wollt Eure Karte schenken,

O gelegentlich mag man Euch rufen lassen.“

Der Publicist und noch Jemand.

Die kranke Zeit stöhnt aus dem tiefsten Kerne
 Der engen Brust. Die Macht der Staaten spielt
 Mit losen Fingern an dem Ordenssterne,
 Gar sehr verlegen, weil sie nichts erzielet.
 Sie blicket auf zwei Leute, die zugegen,
 Wie Jemand, der sein letztes Geld verspieler,
 Und ruft dem Einen zu: „Nun, woll' dich regen,
 Herr Publicist! Du hast viel Rath vernommen.
 Gefüttert hab' ich dich allein deswegen,
 Um der Kritik behaglich beizukommen;
 Denn eignen Rath vermagst du nicht zu finden,
 Hauchst Kohlen nur von Andern angeglommen,
 Und hängest deinen Mantel nach den Winden.“
 Der fette Herr macht tiefe Reverenzen
 Im Kreis umher, gleich wie sich zu verbinden
 Dem unsichtbaren Schwarm von Excellenzen.
 Hebt auf die Hand, als woll' er dienstbeflissen
 Auf Silberteller ein Memoir credenzen.

Dann läspelt er: „Wir wissen — was wir wissen.
 Was die Doctoren uns zum Besten geben
 Frommt uns ganz wohl, — doch nur gekaut, zerbissen
 In einen Brei. Von vielen Speisen leben
 Muß ja der Mensch. Wollt er nur eine schmausen,
 So möchte dies gar bald ihm widerstreben,
 Und Hungers stürb' er in dem ekeln Grausen.
 Nur der Eklektiker ist hoch zu preisen;
 Zwar hat er Gignes nicht, darin zu hausen,
 Doch desto fröhlicher ist er auf Reisen,
 Um, wie sich's paßt, in jeglichem Systeme
 Behagliches Quartier sich anzuweisen.
 Aus zwanzig Küchen Leckeres er nehme,
 Damit er seinem Gaumen offerire
 Ein Salmi von haut gout, vor dem sich schäme
 Der Grundsaftoch — ob er gelehrt sich ziere
 Mit seinem grobgechnittnen Rinderbraten.
 Ganz Hübsches sagten uns die ersten Biere.
 Zwar ist ein wenig pinselhaft gerathen
 Was aufgetischt uns vom Fünften worden,
 Doch Jegliches benutzt die Macht der Staaten,
 Und geigt als Virtuos auf allen Corden.
 So rath' ich, sein sich in die Noth zu schicken,
 Und aufzuspielen, wechselnd in Accorden,

Nachdem sich's schiebt. Ein wenig Zwang in Blicken
 Und Thaten nun, wo man extravagirte;
 Ein wenig blauen Dunst, ein wenig Zwicken
 In der Diät, ein wenig austaffirte
 Frommthuerei, Philisterei daneben,
 Und, wenn es etwa nicht zu sehr pressirte,
 Sogar ein wenig Liberales eben,
 Doch immer wenig nur, so wird's gelingen,
 In stetem Hüpfen und in stetem Schweben
 Sich zwischen Krisen glücklich durchzubringen,
 Denn darauf kommt's am End' nur an. Dagegen
 Vermeide man Extrem in allen Dingen
 Um nicht die Kraft unzeitig aufzuregen,
 Die stets genirt, wenn man auch eine Weile
 Ihr abgewann den Vortheil, nicht den Segen.
 Man wird sie los nicht mit derselben Gile,
 Mit der man sie berief. Was ist's auch weiter,
 Daß unsre Zeit ein wenig krank derweile.
 Nicht große Geister brauchen wir, nicht Streiter;
 Wir wollen endlich still und friedlich leben,
 Auf weichem Canapé, nicht auf der Leiter.
 Das Blasse kleidet hübsche Leute eben." — —
 Der kluge Herr noch wollte Vieles sagen,
 Um Schillerstoff auf leichtem Stuhl zu weben,

Da fühlet er von hinten sich geschlagen
 Mit einem Instrument, das wohl er kennt:
 Denn jeden Tag fast giebt es ihm zu klagen,
 Mit einem Dinge, das man "Pritsche" nennet,
 Und dieses mal wird es so gut geschwungen,
 Daß ihm sein Hintertheil wie Feuer brennet.
 Im bunten Wamms, von Schellen laut umklungen,
 Mit gressem Lachen, bei nicht heitern Mienen,
 Kommt ein vertrackter Fant dahergesprungen.
 Er muß als Narr der Macht der Staaten dienen,
 Um, wenn nach vielem angestrenghem Denken
 Die Grillen stechen, ärger noch als Bienen,
 Solch Ungethüm zu scheuchen mit den Schwänken.
 Vor Zeiten, als die Zeit sich wohl befunden,
 Gab's für den Fant ein ander Roß zu lenken.
 Er war ein Dichter in den guten Stunden,
 Da die Gebieter noch im Großen, Schönen
 Den edeln Sporn zu freier That gefunden.
 Er war ein Held in Liedern und in Tönen.
 Man gab ihm damals Weihrauch, Lorbeerzweige,
 Des leeren Magens Wellen zu versöhnen;
 Denn aus dem Lorß erhielt er stets die Reige,
 Doch, wie er war, mocht dies ihn nicht verdrießen.
 Ihm war genug, daß seine Kunst er zeige,

Begeistert selbst, Begeisterung zu gießen
 In alle Herzen. Aber ach! es kamen
 Bald an die Reihe die Bedenlichkeiten,
 So daß dem Buben sie die Feier nahmen,
 Weil er sie nicht mit Rückficht spielen wollte
 Zum Zeitvertreib für alte Herrn und Damen.
 Indessen, weil er nicht verhungern sollte,
 Und weil man überdies auch wahrgenommen,
 Daß Wiß ihm angeflögen, weil er grollte,
 Ließ man als Narr auf den Stat ihn kommen,
 Damit er doch etwas Gewisses habe.
 Er also — Kohle selbst, die halb verglommen, —
 Giebt unserm Publicisten mit dem Stabe
 Solch einen Brand auf das Scherwenzelsteuer,
 Daß außer Fassung kommt der arme Knabe.
 Die Macht der Staaten lachet ungeheuer.
 „Halt!“ ruft der Narr. „Wirf aus dem Fenster Diesen,
 Für den zwei Heller wären noch zu theuer;
 Sein Wert hat nicht mehr Inhalt als sein Niesen.
 Und die auf Rath von solchem Gimpel pafsten
 Dem Gottes Macht nicht Stimme zugewiesen,
 Der zwitschern lernte nach dem Leierkasten
 Bruchstückchen abgetrag'ner Melobien,
 Die sollten statt der armen Kranken fasten.

Aus hartem Berg läßt sich nicht Seide ziehen.

Auch die Doctoren waren nur Philister,

Vor denen größere Philister knien.

Ein Esel wird vor ihnen zum Magister.

Die Zeit ist krank; — nun gut, — wer kann es wenden?

Nicht ihr, nicht jenes Satans Halbgeschwister.

Was tappyt ihr an den Puls ihr mit den Händen?

Er schlägt sehr ungleich, scheint auf der Meige.

Laßt die Patientin immerhin verenden.“ —

„Bei solchem Unsinn ziemt's nicht, daß man schweige!“

Schreit auf der Publicist. „Die Zeit soll sterben!

Nicht wie man denkt, weiß dieser Narr, geschweige

Wie man nach Logik spricht. — Die Zeit soll sterben!

Warum nicht gar? — Wie könnte das geschehen?

Wie kann ein Ding, das selbst sich fortsetzt, sterben?

Wär's möglich selbst, wie würd' es dann ergehen?

Wie würd' ohn' eine Zeit man fertig werden?

Denn was geschieht, muß irgend wann geschehen.

Das ist nun einmal Observanz auf Erden.

Auch ist der Raum streng an die Zeit gebunden,

Man lernt's vom Philosophen mit Beschwerde,

Weil wann etwas geschieht zu rechten Stunden,

Es irgend wo doch auch geschehn muß. Wäre

Die liebe Zeit nun todt, und gar begraben,

Wab's auch nicht Na um mehr in der Welt, — auf Ehre!

Und, guter Gott, wo würde man dann bleiben?

Wie ferner dienen dem Gesetz der Schwere?

Nicht w a n n zu sein, nicht w o zu sein, — welch Treiben

Dann möglich bliebe für die Menschheit, scheint

Solch ein Problem, daß keine Feder schreiben

Die Lösung könnte; daß zum Rath vereinet

Die Weisen aller Zeiten im Senate

Wohl den Bescheid hier müßten schuldig bleiben.

Ha, dieser Narr bringt nur Gefahr dem Staate.

Weil er sein Vorrecht frevelnd übertrieben,

Muß wünschen ich, daß ihm die Peitsche nahe.“ —

Darauf der Narr: „D i c h soltst mit den Hieben

Die Presse, — wäre sie nur frei, — durchweichen,

Bis dir am Fell kein heiler Fleck geblieben.

Den Narren darf der Censur selbst nicht streichen.

Noch einmal, sag' ich, laßt die Zeit nur sterben.

Kam auf den Hund sie, mag sie doch erbleichen.

Und was du faseltest vorhin von herben

Verlegenheiten, wenn sie abgestanden,

Kann hohle Rüsse nicht einmal erwerben.

Es hat erwiesen sich in vielen Landen,

Daß mannigfach die Zeit schon umgekommen,

Dhn' daß der Erdball fiel aus seinen Banden.

Auch hat man sich's zu Herzen nicht genommen,
 Denn wiß: die Zeit ist ein Vampyr, die Gute,
 Die regelmäßig aus dem Grab gekommen,
 Und neues Leben saugt aus warmen Blute,
 Dem Blute der entarteten Geschlechter.
 Sie tritt dann auf mit neuem Jugendmuth,

Und war das Blut, so sie genoß, auch schlechter
 Als man vom Blute billig soll verlangen,
 Wenn sie's verbauet, wird es wieder echter,
 Und färbt mit Lebensroth der Zeit die Wangen.
 Nur so läßt auch der Mythos sich ermessen,
 Den von der grauen Vorzeit wir empfangen,
 Daß seine Kinder der Saturn gefressen.

Ist dieses auch kein Grund zu Landestrauern,
 Weil's in der Ordnung bleibet, muß indessen
 Man doch die Zeit, und diese nur, bebauern,
 Daß sie genöthigt ward durch fremde Sünden
 Zu diesem Vampyrspuk, vor dem wir schauern.

Im Paradies, ich muß es nur verkünden,
 War wohl auch sie zum Tode nicht verpflichtet.
 Der Apfelbiß, — ein Grund von allen Gründen, —
 Hat ihr auf Erden allen Spas vernichtet,
 Weil das Schlechtwerden damit hat begonnen,
 Das sich epochenweis so sehr verdichtet.

Doch eins ist klar, so wie das Licht der Sonnen,
 Die Zeit ist wohl, die Zeit erkranket eben
 Nur je nachdem des warmen Blutes Bronnen
 Strömt in den Venen, die ihr Richtung geben.
 Rinnt dieses Blut in freien Pulseschlägen,
 So wird die Zeit gesund und herrlich streben.
 Stockt in den Adern es und fault dagegen,
 So wird die Zeit in schwere Krankheit fallen,
 Und sich zuletzt auf's Todtenbette legen.
 Im ersten Falle wirkt der Geist in Allen
 Zu großer That und hoher Kunst Gestaltung,
 Und Sieg erbaut der Freiheit Tempelhallen.
 Im andern Fall stürzt Alles aus der Haltung,
 Der aufrecht kühnen; Sklaven knien und preisen
 Des düstern Wahns, des Geisterzwangs Entfaltung.
 Im ersten Fall geht's vorwärts, nach den Weisen
 Der hochauflodernden Triumphgesänge;
 Im zweiten rückwärts in zerfahrenen Gleisen,
 Der Freiheit Saat zerstampfet im Gedränge
 Der Aberwitz und meint sich abzufinden
 Mit Gott und Welt durch Litaneienklänge.
 Der Argwohn schnüffelt dann in allen Winden
 Nach Kezerei, den Geist in Haft zu schlagen,
 Zelotisch ihm den Knittel anzubinden,

Um auf des Frömlers Sandfeld ihn zu jagen.

Wenn ihr nun jammert ob der Zeit Erkranken,

Habt ihr nur eure Schäden zu beklagen.

Nur eure Lahmheit brachte sie zum Wanken.

Ihr habt aus euch das Gift ihr zugeföhret,

Das ihre fieberheißen Lippen tranken.“ —

So sprach der Narr. Der Publicist verspüret

Ein scharf Gelüst ihm an den Hals zu springen;

Da fällt ihm ein, daß er die Fieber führet,

Und flieht, den Ingrimme auf Papier zu bringen

Für's nächste Blatt der großen Allgemeinen.

Die Macht der Staaten hört Trompeten klingen,

Und eilet beim Manöver zu erscheinen.

Die kranke Zeit liegt jämmerlich verlassen,

Gelähmt an Armen und verkrampft an Beinen.

Ihr Fieber wächst; sie nahet dem Erblaffen,

Stöhnt: „Gebet mir zu trinken, — aus Erbarmen.“

Da kommt der Narr sie tröstend anzufassen,

Und hält den Becher an den Mund der Armen.

Sie trinkt und ruft: „Dies soll dir Gott bezahlen,

Du letzter Freund in meinen bitteren Harmen.“

Auch fühlet sie gelindert ihre Qualen,

Und spricht: „Dahin ist es mit mir gekommen,

Die sonst gespendet in so großen Zahlen,

Daß Alle frevelhaft Reißaus genommen,
Die reich zu machen ich durchschritt die Flammen,
Und nur der Narr mir blieb, als schon verschwommen
Mein Auge brach." — „Du sollst sie nicht verbammen!"
Versezt der Narr. „Das klägliche Mißglücken
Ist ihr Gericht." — Der Narr nimmt sich zusammen,
Der großen Zeit das Auge zuzudrücken.

Der Zeit Begräbniss.

Die Zeit ist todt. Dort auf der Bahre liegt sie
 Im Leichenhemd aus einem Hospitale.
 Man muß sie rasch bestatten, denn schon riecht sie.

Die Macht der Staaten hat im Nebensaale
 Versammelt die Minister zum Berathen.
 Wie man es halte beim Bestattungsmahle.

Ob sonst die Herrn auch leicht in Streit gerathen
 Sind sie doch einig meist in diesem Falle,
 Daß man die Todte richte nach den Thaten,

Die nicht^s getaugt; und also meinen Alle,
 Daß sie kaum würdig sei verscharrt zu werden
 Auf offenem Ager, hinter einem Stalle.

Ein jeder Mund fließt über von Beschwerden.
 Ein Glück, daß endlich diese Zeit verendet,
 Weil das Regieren möglich kaum auf Erden,

Wenn sie noch länger ihren Platz geschändet,
 Auf dem sie Flug und Ordnung aufgehoben,
 Das Oberste nach Unten nur gewendet,

Und das Tiefunterste, — o Schmach! — nach Oben;
 Mit Wahrheit prahlend, wie ein Schalk gelogen;
 Historisch Recht tief in den Roth geschoben,
 Und Wahngelilde draus hervorgezogen;
 Mit ihnen, die sie „Menschenrecht“ benannte,
 „Freiheit, Volksmündigkeit,“ das Volk betrogen,
 Das hinter diesen Irrlichtsflammen rannte
 Durch Blut und Schlacht, in wildem Wahn befangen
 Nach Sieg und Ruhm, nach gleich vertheiltem Rechte.
 Nach gleich vertheiltem Gut, nach Macht, umhangen
 Mit Mühen roth, dreifarbigen Banieren,
 Bis es zuletzt sich tief im Sumpf verfangen. —
 Die Macht der Staaten läßt sich referiren,
 Und wiederholt den ernsten Ruf: „Zur Sache!“
 Denn Jeder will den Faden hier verlieren,
 Was nämlich mit der todtten Zeit man mache.
 Soll ihren Abgang man in Zeitungspalten
 Verkünden? Läuten von dem Kirchengedache?
 Soll man ein prächtiges Begräbniß halten?
 Wenn nicht, im Gegentheil geheim verfahren,
 Des Schweigens Schleier um den Vorgang falten,
 Das Mißliche der Sensation zu sparen.
 Gleich springt empor der Lenker der Finanzen,
 Ein magrer Herr, mit äußerst dünnen Haaren.

„Geheimniß, — mahnt er, — frommet hier dem Ganzen,
 Sonst geht im Nu der Staatscredit zu Grunde,
 Der Staatsbanquerout erstürmet unsre Schanzen,
 Und tödtlich wird des Budget alte Wunde,
 Das Deficit, die wir bepfastert lange
 Mit viel Papier, bepfastern noch zur Stunde.
 Die Zeit allein hielt dies Papier im Gange,
 Weil sie dem Schwindel völlig sich ergeben.
 Erfährt man, sie sei todt, so wird mir bange,
 Daß plötzlich alle Speculanten beben,
 Mit ein em Schlag die Course sämmtlich weichen,
 Die künstlich wir empor zu schrauben streben.
 Nein, schweigen wir, begraben still und schleichen
 Leis um den Brei. Wir sind so dumm nicht eben,
 Und wissen wohl dem Fuchs den Schwanz zu streichen.
 Wenn wir so thun, als sei die Zeit am Leben,
 Und danach fest und lustig operiren,
 Wird alle Welt uns Geld und Glauben geben,
 Und auf den Börsen wird man speculiren.
 Wir lernten Schein als Werth in Lauf zu bringen,
 Denn was ist anders das Papiercreiren.
 So mein' ich denn, es werd' uns wohl gelingen,
 Ob auch die Zeit geborgen ward im Grabe,
 Das Lied, als sei sie noch wohllauf, zu singen,

Und wagen könne Jeder seine Habe.

Am End' ruht Alles in der Welt auf Glauben." —

Er schweigt — und wie berührt vom Zauberstabe,
 Führt auf des Kultus Lenker, welk wie Trauben
 Die nach dem Frost am Stocke hängen blieben,
 Und ruft: „Da wohl, das Heil ist nur im Glauben.
 So steht es heilig im Symbol geschrieben,
 Und die verruchte Zeit war ohne Glauben,
 Hat sich im Sündenpfluß umhergetrieben,
 So Kirch und Staat mit Unrath zu bestauben,
 Den sie Vernunft höchst dünnelhaft benannte,
 Da doch nur Gnade führt in Eterns Lauben,
 Und nicht Vernunft, die stets ihr Ziel verkannte,
 Und in vermeinter freier Forschung irrte,
 Bis ihr der Teufel an den Nägeln brannte,
 Da doch der Mensch, der jämmerlich verwirrte,
 Im Sündenfall erzeugt und geboren,
 Vom Flug des Bösen allezeit umschwirrte,
 Ein Recht zu haben niemals ist erkoren,
 Und nur von Gnade kann erhoben werden,
 Nur vom Erbarmen, zu des Heiles Thoren.
 So ziemet ein Exempel für die Herden
 Zu statuiren hier an dieser Leiche,
 Sie zu verscharren in profanen Erden,

Damit sie ganz dem todt'n Hunde gleiche,
 Doch öffentlich, mit höchstem Knalleffecte.
 So schlägt zwei Fliegen man mit e i n e m Streiche,
 Schafft sich vom Halse ziemend die Verrechte,
 Macht Demonstration für Die, so leben,
 Die lange schon kein offner Akt erschreckte,
 Damit sie sehen, w e m sie sich ergeben,
 Und wie das Reich der Sünden nun am Ende
 Mit Mahnungsruf zu gottgeliebtem Streben.“
 So rebet er. — Entsezt erhebt die Hände
 Der hohen Polizei bestallter Lenker,
 Und schreit: „ So schürt man nur die Feuerbrände.
 Mein Herr Colloge strahlt als großer Denker,
 Doch bittr' ich um Erlaubniß, ihm zu sagen,
 Vom P r a k t i s c h e n versteht er den Senker.
 Die Polizei kann Denken nicht vertragen,
 Muß die Gedanken sich gar sehr verbitten.
 Wie könnte sonst sie wohl in's Bockshorn jagen,
 Wenn die Gedanken würden noch gelitten,
 Die Jedermann von Furcht emancipiren.
 So keinen Stoff zum Denken, muß ich bitten.
 Soll Polizei mit Vortheil operiren
 Muß sie für sich die Willkür vorbedingen,
 Und die besteht nicht mit dem Spintistiren.

Wie vielen Stoff zum Denken würd' es bringen,
 Wenn solch Skandal mit diesem Nas man machte.
 Die Dichter würden Teufelslieder singen,
 Und paulten uns in Reimen, daß es krachte.
 Die Progressivsten klirren mit den Klängen,
 Zwar stumpf, so daß kein Huhn damit man schlachte,
 Doch gut, um Lärm damit hervorzubringen.
 Die P r e s s e, weh! noch nicht genug gezügelt,
 Sie würde toll mit ihren hundert Dingen.
 Wir würden bald mit Druckpapier umhügelt,
 Erst, weil die g r o ß e Z e i t wir profaniret,
 Die, wenn sie lebte, doch uns überflügelt,
 Dann, — o mein Blut, sehr werthe Herrn, gefrieret, —
 Weil bei so spiß gewordnem Stand der Sachen
 Es nöthig, daß man k e i n e Zeit verlieret.
 Die n e u e Z e i t mit unserm Sturz zu machen.
 Die Gährung schäumte dann so hoch zum Rande,
 Daß uns vergehen würde jeglich Lachen,
 Wir endlich laufen müßten aus dem Lande.
 Kurz, ich vermag für nichts, ihr Herrn, zu stehen,
 So wir nicht ganz g e h e i m im nächsten Sande,
 Wenn Nacht und Nebel um den Erdball gehen,
 Die schon recht sehr sümet Gewordne betten;
 Wenn still sie fort, wird man schon weiter sehen.

Man hat dann Raum, — wenn wir ihn immer hätten! —

Für kurze Zeit zu krebzen in dem Trüben ;
Und waten wir nur an den rechten Stätten,

So können wir wohl einen Gang verüben ,

An dem wir Kraft uns essen , zu gestalten,
Oh' noch der Böbel es bemerkt da drüben ,

Die sichere Brustwehr für ein neues Walten ,

In dem wir jenem wieder abgewinnen
Was uns entwunden ward von dieser Alten.“ —

Der Diplomat vernahm mit feinem Sinnen ,

Was an das Licht die Polizei gegeben ,
Und spinnt sein Lächeln ab vor dem Beginnen ;

Denn in dem Lächeln wurzelt all sein Leben ,

In dem nichts-fagenwollend allgemeinen ,
Das ein Bestreben heuchelt , nicht zu streben ,

Und einen Schein des Willens , nicht zu scheinen .

Was die Gestalt betrifft , gleicht er dem Pfahle ,
An welchem Ordensbänder , die vom Weinen

Der Völker naß geworden , man im Strahle

Der Sonne jungst zum Trocknen aufgehangen .

Dies aber hindert nicht , daß manche male

Der Pfahl sich niederleget auf Verlangen ,

Zu glattem Male sich verwandelnd eilig .

Wenn dieser Herr zu lächeln angefangen ,

Weiß man, er denkt, und steht in Spannung; freilich

Ist wenig meist, was er zu Tage leget,

Doch hält man seine Fähigkeit so heilig,

Daß Alles lauschet, wenn er nur erwäget,

Als käme der Messias schon zur Stunde,

Nach dem so lang man heißen Wunsch geheget.

Nun redet er mit zuckersüßem Munde:

„Die Frage, was man mit der Todten mache,

Ist von Moment zwar in dem Staatenbunde,

Doch auch nur von Moment. Der Stand der Sache

Ist mehr politisch als social, und wieder

Auch mehr social als nur politisch. Lache

Man nicht, nein, nein! Es fügen sich die Glieder

Zum guten Satz, die widersprechend scheinen.

Die Zeit ist todt. Man leg' in's Grab sie nieder.

Darüber muß man sich vorweg vereinen.

Das Wie? jedoch, — das Wie? Hier liegt die Frage,

Wohl ventilirt von ganz verschiednem Meinen.

Ich meine — — was ich nicht zum Markte trage.

Geheim ist besser als publik, deswegen

Gebietet mir den Rückhalt meine Lage.

Ein jegliches D a für hat sein D a gegen.

Nur von Moment sei dieser Fall, erwähnt' ich;

Das wird der Politik gar sehr zum Segen.

Was eine Zeit ergeben hat, es dehnt sich
 Nur aus für sie, so wenn sie todt ist, findet
 Die ganze Politik sich frei; sie sehnt sich
 Aus jeder Fessel, die von sonst sie bindet.
 Was sind denn Friedensschlüsse, Staatsverträge?
 Nur Schlinggewächs, das an der Zeit sich windet,
 Und daran wuchert mehr und minder träge.
 Sobald die Zeit, an der sie kleben, sinket,
 Ruft Politik den Priester an: «Erwäge,
 Den Vortheil rasch zu nützen, der dir winket.»
 Denn wer hiebei zuvor dem Andern eilet,
 Den klaren Wein vom neuen Faße trinkt,
 Den Hefen Jenem lassend, welcher weilet,
 Der hat gewonnen. So muß man sich rühren
 Eh' Kunde von dem Zeitfall sich vertheilet.
 Die Nase empor, den Lufthauch auszuspiiren,
 Wo her er kommt, wo hin er geht, in Eile
 Der Richtungen ersprießlichste zu kuren,
 Bündniß zu schließen schnell mit ein em Theile,
 Dem man bisher entgegen hat gestanden,
 Den Andern zu verkürzen, sich zu Heile,
 Der lang genirt in losen Freundschaftsbänden.
 Eh' dieser noch es merkt, ist er umgangen
 Durch List von außen, Spud in eignen Länden.

Politisch wird nun freilich angefangen,
 Jedoch die Fortsetzung ist im Socialen.
 Zwei Theile, weiß man, kneipen in den Zangen.
 Den Medicus muß der Patient bezahlen.
 Ist todt die alte Zeit, kommt an die neue.
 Da dieses unabänderlich kermalen,
 So fangen wir das Kindlein, das noch scheue,
 Gleich ein für uns, für uns es zuzustuzen.
 Es wachse nur für uns zu Dienst und Treue.
 Sei regsam nur, zu fördern unsern Nutzen,
 Des Nachbars Richter schelmisch auszublasen,
 Und unsre Lampen dafür hell zu yuzen.
 So während ihr bedeckt still mit Nasen
 Die todte Zeit, entwerf' ich meine Notizen,
 Send' ich Couriere, gleich an Gil den Hasen.
 Vertrauliche Mittheilung werd' geboten.
 Und — doch genug. Das Andre wird sich zeigen
 Im Blumenbeet am Hügel dieser Todten.“
 Die Macht der Staaten will sich huldvoll neigen.
 Im Nasendrucker setzt man auf den Karren
 Die todte Zeit, um sie bei Nacht und Schweigen
 Am dunkeln Fleck des Angers zu verscharren.

Zeitlose Zeit.

Da liegt die alte Zeit denn nun im Grabe,
 Und manche Wochen bleibt dem Volk verborgen,
 Daß man einstweilen keine Zeit mehr habe.
 Die Macht der Staaten wird indeß von Sorgen
 Gepeinigt mehr als jemals, denn ihr fehlt
 Die Zeit an jedem Abend, jedem Morgen.
 Und was sie mehr denn alles Andre quälet
 Ist eben, daß, durch Politik gezwungen,
 Sie solche Noth dem ganzen Volk verhehlet.
 Sie rufet die Minister, Schmerzburchdrungen,
 Und klagt: „Es geht ohn' eine Zeit nicht länger.
 Der Athem schier erstickt mir in den Lungen,
 Die Pulse schlagen bänger stets und bänger.
 Das Mißtraun wächst; es wanket jede Treue,
 Jedwede Stunde nahet als Betränger.
 Ein Augenblick hat vor dem nächsten Scheue.
 Die alte Zeit verwünschtet ihr als sündig;
 Nun, rückt heraus, wo habet ihr die neue?

Sie sei gefahrvoll; gut, — die Macht ist mündig,
 Sie hat schon manchen offenen Kampf bestanden.
 Was Niemand sieht; was keinem Sinn noch kündig,
 Erst kommen muß, und doch noch nicht vorhanden,
 Das schlägt den Muth in Zweifelsqualen nieder,
 Ihn peinigend in der Erwartung Banden.
 Mit einem Wort, schafft eine Zeit mir wieder;
 Sie sei so, wie sie sei; — herbei mit e i n e r;
 Und decke Staub des Wahnes ihr Gefieder,
 Vom starken Hauch der Weisheit wird es reiner.
 Und wäre sie dem Rosse zu vergleichen,
 Dem ungezähmten; es verzweifle Keiner,
 Weim wildesten die Zähmung zu erreichen,
 Wenn Kunst, Geduld und Festigkeit sich einen,
 Den rohen Troß beharrlich zu erweichen." —
 Die weisen Herrn gar sehr verlegen scheinen,
 Weil sie sich selbst nicht Rath zu schaffen wissen,
 Und täglich schwächer werden auf den Weinen.
 Wie sehr, wie bang sie selbst die Zeit vermissen,
 Sie mögen es, sie dürfen es nicht klagen,
 Denn von dem Leumund werden sie zerrissen.
 Die Zeit erschuf sie, hat sie nur getragen,
 Die sie geschmäht und undankbar begraben.
 Die Brandungen der Volköverstimmung schlagen

Nun an's Gerüst, das sie gezimmert haben
 Aus dünnem Lattenwerk der Convenienzen,
 — Ein kindisch Bauwerk für so alte Knaben, —
 Und kein Vertrauen hält die Excellenzen,
 Sogar nicht Selbstvertraun. In ihren Sinnen
 Lag schon einmal, mit ihren welken Kränzen
 Reißaus zu nehmen; doch vor dem Beginnen
 Empfanden sie verdoppeltes Behagen
 An Sold, Hotels und Allem, was darinnen.
 Wer mag gutwillig alle Dem entsagen?
 Man hält daran, so lang es geht, und reibet
 Die Flecke, von der Presse blau geschlagen.
 Das letzte Mittel, welches übrig bleibt,
 Ist die Censur, doch kann ihr Strich bemeistern
 So lang er reicht, was Satan selber schreibt,
 Und dieser spuket in gewissen Geistern,
 Gewissen Dintenfässern, — denn beim Himmel!
 Wer könnte sonst die Schmähung überkleistern
 Mit so zweideutig spitzem Wortgewimmel,
 Daß oft der Censor blind vorüberreitet
 Auf abgetriebnem Instructionen-Schimmel.
 Das ganze Volk, das immer näher schreitet
 An letzte Schranke des Respects zu schlagen,
 Fühlt, ob man auch viel blauen Dunst bereitet,

Der zeitlosen Epoche Unbehagen.

Der Publicist versucht ihn weiß zu machen,

Ein Uebergang sei nur in diesen Tagen,

Und fleißig beten müsse man und wachen,

Um bis zum Abschluß ruhig auszuharren.

Erst hört man ihn, sodann ihn auszulachen,

Und endlich wild und aufgebracht zu scharren:

„Hol dich der Teufel mit dem Uebergange!

Du bist ein Tropf, wir sind nicht deine Narren.

Als Uebergang wehrt uns der Spuk zu lange.

Endlich einmal muß er hinüberkommen,

Ahmt er nicht nach dem Krebs in seinem Gange.

In trüben Pfützen ist genug geschwommen.

Woran man ist, muß endlich man erfahren,

Zum rechten Ziel an reines Ufer kommen;

Wo nicht, wird man mit eignen Pferden fahren,

Und die Miethgaule von dem Wagen weisen.“

So rings umdroht von äußersten Gefahren,

Den Lämmern ähnlich vor des Schlächters Eisen,

Stehn vor der aufgebrauchten Macht der Staaten

Die galonirten, ganz verduhten Weisen;

Vor dieser Macht, die sie so schlecht berathen,

Die, mit dem Volk sympathisirend, drängen

Um — was die Guten nie vermocht — um Thaten.

Der Diplomat, am wenigsten verenget,
 In dem Bewußtsein offner Hinterhalte
 Mit laut bemalter Bühnenwand verhänget,
 Spricht enblich: „Daß ich neue Zeit gestalte,
 Darf man von mir am wenigsten verlangen.
 Diplomatie bleibt ewiglich die alte,
 Ob auch die Haut sie wechselt gleich den Schlangen;
 Die Brunst der Zeugung ist nicht ihre Sache,
 Nur was schon ist, weiß sie geschickt zu fangen,
 Wär' es ein Tiger, wär' es gar ein Drache.
 Ist es einmal ihr in das Netz gegangen,
 So frommt kein Ringen, daß es los sich mache;
 Sie zähmt durch schmale Kluft, was sie gefangen;
 Verstrickt, verschnürt muß ihrer List es dienen,
 Muß webeln, kriechen, wie sie mag verlangen.
 Moral ist für Private n, nützt bei ihnen,
 Diplomatie hat Recht zum Intriguiren,
 Wie Fortification zum Werk der Minen.
 Sie lauschet fein, sie weiß zu subplantiren;
 Doch fordert das Subject sie für ihr Treiben.
 Sie steht zu hoch, es selbst zu produciren;
 Ein Andern mag die neue Zeit verschreiben.
 Ist erst sie da, werd' meine Kunst ich zeigen,
 Doch bis dahin muß ich im Rückhalt bleiben.“ —

So redet er. Sich räusp'end bricht sein Schweigen
 Der Hierophant der Polizei, der hohen,
 Die jüngst begonnen, sich gar sehr zu neigen.
 „Und ob auch alle Schrecken mich bedrohen,
 Ob alle Donner um das Haupt mir krachen,
 Die Polizei, dem Himmel selbst entflohen,
 Sie könnte doch die neue Zeit nicht machen.
 Ihr Zweck ist das Verhüten — wie bekannt ist;
 Doch wie mag sie verhüten wohl in Sachen,
 Bei denen Was und Wie noch nicht im Stand ist.
 Verhüten wirkt, daß Etwas nicht geschehe;
 Daraus nun folgt, wie Polizei ernannt ist,
 Daß negativ sie durch die Zeiten gehe,
 Damit der Dieb nicht unentdeckt bleibe,
 Der Libellist nicht zu des Staates Wehe
 Unüberführt sein Anonymes treibe.
 Doch muß der Dieb ja da sein und muß stehen;
 Da sein der Libellist und sein Geschreibe.
 Der GassenSchmutz darf nicht dem Wesen fehlen.
 Denn Negatives kann, was ist, verneinen,
 Kann wirken, daß es aufhört; doch es quälen,
 Zu machen Uebel, die noch nicht erscheinen,
 Bloß zu dem Zweck, dagegen einzuschreiten,
 Dies wäre ja fürwahr, — so sollt ich meinen, —

Was man am meisten schmäht in diesen Zeiten,
 Denn wenn die Zeit auch todt, den Zeiten leben
 Als Irrlichtflämmchen, die den Sumpf umgleiten,
 Mit ihnen sich in Kämpfe zu begeben,
 Heißt Lampenöl und Fleiß und Müh' verschwenden;
 Ich bitte mich des Werkes zu entheben." —
 Sehr abgeschwächt und ach! mit leeren Händen
 Steht lange stumm der Lenker der Finanzen.
 Die Macht der Staaten will an ihn sich wenden.
 Er aber spricht: „Ich wirke nur im Ganzen,
 Den Magen pflegend in dem Staatenleibe.
 Die Zeit ist Geist. So gönnet, daß in Schanzen
 Ich der Materie, der ich eigen, bleibe.
 Ich bin der Koch, von dem die fetten Speisen
 Gefotten werden jenem edeln Leibe.
 Die Zeit hat das Recept zu überweisen,
 Nach welchem meine Schüsseln ich bereite.
 Vermag ich bündiger wohl zu beweisen,
 Daß sie zu mir muß kommen, und mich leite;
 Doch sie zu schaffen, ist nicht meine Sache.
 Der Schuster bleibt beim Reissen fern vom Streite.
 Mein Höchstes ist, daß den Gtat ich mache.
 Nur dazu dient das Schem a mir alleben.
 Zur neuen Zeit, — ob man mich auch verlache, —

Ward mir bisher ein Schema nicht gegeben,
 Und ohne Schema sitz' ich auf dem Strande.
 Im Schema nur kann wirken ich und leben.
 Die neue Zeit verschafft sie nur dem Lande;
 Ich werde dann schon wissen sie zu fassen,
 Direct und indirect in feste Bande,
 Um in die Küche zahlen sie zu lassen.
 Schutz Zoll und Prämien, und Monopole,
 In jeden Sattel soll sie dann mir passen,
 Indeß ich Geld ihr aus der Tasche hole.
 Kein Schreck deshalb; ich nehme nicht von Allen.
 Ein Unterschied ist zwischen Holz und Kohle.
 Des Pöbels Säckel werden angefallen
 Und abgezapft, doch die der feinen Leute
 Bei guten Tafeln und in Börsenhallen
 Wird' ich zu füllen wissen mit der Beute;
 Denn daß die Reichen immer reicher werden
 Auf armer Wichte Kosten, gilt noch heute,
 Galt von jeher, wird gelten stets auf Erden." —
 Des Cultus Lenker, der bisher geschwiegen,
 Fällt nun in's Wort mit Salbung in Geberden:
 „Ja, diese Wahrheit muß allemig siegen,
 Denn es erscholl aus gotterfülltem Munde,
 Daß Arme nur das Himmelreich erkliengen,

Und Völk e r h e i l entströmt der Völk e r w u n d e.
 R e v o l u t i o n i s t d a r u m h e i l l o s e b e n ,
 W e i l s i e v e r l e u g n e t d i e s e h e h r e K u n d e ,
 U n d w i l l , d a ß A l l e n a c h B e h a g e n l e b e n .
 I s t t o d t d i e a l t e Z e i t , m u ß m a n d e r n e u e n
 D a s S c h w e r t z u r T ö d t u n g s o l c h e r S ü n d e g e b e n ,
 U n d m i t d e r N a c h r i c h t k a n n i c h e u c h e r f r e u e n ,
 D a ß a u c h d i e n e u e Z e i t b e r e i t s g e b o r e n ,
 S i n j u n g e r D a l a i L a m a d e n G e t r e u e n .
 Z u s o l c h e m W i s s e n b i n n u r i c h e r k o r e n
 A l s f r o m m e r H ü t e r g e i s t i g e r I n t r e s s e n .
 D i e z u b e l a u s c h e n , t r a g ' i c h l a n g e O h r e n .
 W o s i e z u f i n d e n , h a b ' i c h b a l d e r m e s s e n .
 S i e w a r d e r z e u g t i n e i n e m S e m i n a r e ,
 U n d i s t e i n K i n d , i c h w i l l n i c h t s a g e n w e s s e n ;
 D i e M u t t e r f r e i l i c h w a r n u r l o s t r e W a a r e .
 S u p e r n a t u r a l i s m u s k a n n , n a c h D u a l e n
 A s c e t i s c h ü b e r r e i z t , s i c h a u c h v e r g e s s e n
 U n d m ä ß i g e n T r i b u t d e m F l e i s c h e z a h l e n ,
 U m v o r d e r a b g e s c h m a c h t e t e n G e m e i n e
 I m G n a d e n l i c h t d e r W i e d e r k e h r z u s t r a h l e n .
 I c h n a h m a l s A c c o u c h e u r d i e l i e b e K l e i n e ,
 U n d w e i l a l s B a t h e s i e m e i n A r m g e t r a g e n ,
 N e n n ' i c h i m f r o m m e n S i n n e s i e d i e m e i n e .

Ich gab in Kost sie, — wo? dies laut zu sagen
 Ist mißlich zwar: der Ort und seine Leute
 Sind viel geschmäht in unsern neuften Tagen;
 Doch sind die Pfleger wahrlich höchst gescheute,
 Die große Sorge für die Menschheit hegen,
 Und zwar so große, vormals wie noch heute,
 Daß auf die Mittel keinen Werth sie legen,
 Durch Dick und Dünn zum Zwecke zu gelangen,
 Den sie beharrlich zu verfolgen pflegen,
 Zwar nicht wie Tauben, aber klug wie Schlangen,
 Im Schafepelz fromm, wenn eben Knittel dreuen,
 Wie Wölfe kühn, wenn sie zur Macht gelangen,
 Weßhalb sie großen Beifalls sich erfreuen
 Als Staatenlenker und als Pädagogen,
 Wo sie Beginn mit NBG nicht scheuen.
 Da sie schon manchen steifen Stab gebogen,
 Gab ich die neue Zeit in ihre Klassen;
 Sie liefern sie zurück uns wohlgezogen,
 Und werden uns zu lang nicht warten lassen.“ —
 „Du lügst! Du lügst!“ so läßet sich vernehmen
 Vom Winkel her der Ruf von einem blaffen
 Verhärmten Wicht, vergleichbar einem Schemen.
 Erst als die Herrn den ersten Schreck bezwingen
 Und scharf das Scheusal in die Augen nehmen,

Erkennen sie — woran? — am Schellenklingen
 Den alten Narrn. Er ist herabgekommen,
 Weil Gram und Schmerzen ihm das Herz bezwingen.
 Der Tod der Zeit hat ihn so mitgenommen.
 Er war ihr Sohn; er liebte sie; der Arme!
 Und ist allein in Thränen fast verschwommen
 Einsiedlerisch in seinem bitterm Harme.
 „Du Lüg st!“ so spricht er drohend mit dem Stecken.
 „Der Fluch des Himmels packt dich schon am Arme.
 Die Zukunft tritt mit allen ihren Schrecken
 An dich heran, und du kannst, blind geschlagen,
 Den Abgrund dir zu Füßen nicht entdecken.
 Der Wechselbalg, den d e i n e Hand getragen,
 War nicht die n e u e Zeit, war von der alten
 Der Auswurf nur. Du wolltest frevelnd wagen
 Daraus ein schlecht Gebilde zu gestalten,
 Um es dem Wogenbrang der Volksbewegung
 Als Talisman zur Hemmung vorzuhalten.
 Umsonst beschwört des freien Lebens Regung
 Das Afterbild der abgewelkten Tage.
 Das Auferstehn folgt auf die Grabeslegung.
 Die neue Zeit entsteht in Blitzeßschlage
 Von Gottes Hand und mag schon mächtig schreiten
 In dem Geleit des Segens und der Plage,

Wenn Thoren noch ihr Wo und Wie bestreiten.
 Du suchst umsonst, erhabne Macht der Staaten,
 Bei De nen Hülfe, die von Eitelkeiten,
 Wahn, Selbstsucht, Dünkel übel selbst berathen,
 Durch kleine Listen nur des Ansehns Fülle
 Zu wahren streben in dem Drang der Zeiten.
 Gleichgültig kalt, ob sich der Welt erfülle
 Die göttliche Verheißung freien Lebens.
 Die neue Zeit wird reißen ihre Hülle,
 Der Wogenschwall des neuen Geisterstrebens
 Ihr aus Papier geleistert Werk vernichten,
 Und ihre Listen werden sein vergebens.
 Man wird, u n d b a l d, die Spreu vom Weizen sichten,
 Das reine Korn nur dulden auf der Tenne,
 Die R e c h t e fordern, nehmen, zu den Pflichten.
 O meine nicht, daß d e r die Zeit erkenne,
 Der blind entweder, oder arg verblendet,
 Den Pfeil nicht sieht auf der gespannten Senne,
 Nur selbstgewebtem Trugbild zugewendet.
 Den sie den Narren nennen, den befrage.
 Er wird zum Weisen, er ist gottgesendet,
 Er hat die Vollmacht zu der Völkerklage,
 Wenn alle List der Herrschaftspraktikanten
 Zu Schanden wird am neuen Sonnentage.

Aus Winkeln, die sie C a b i n e t e nannten,
 Kann neue Zeit, die man ersehnt, nicht springen.
 Nur aus dem Volk, dem lang die Wunden brannten,
 Kann neue Zeit im Kampf empor sich ringen,
 Und über alle Länder, alle Meere
 Zu kühnem Flug verbreiten Riesenschwingen,
 Ohn' daß der Wohlfahrt es zum Nachtheil wäre,
 Erweist die Macht der Staaten sich bedächtig,
 Daß sich zum Vortheil sie den Aufschwung kehre.
 Denn ob die Throne ragen hoch und prächtig,
 So stehen sie doch nicht auf Felsenrunde:
 Tief unter ihnen sprudeln Quellen mächtig,
 Zum Durchbruch wachsend, kommet ihre Stunde.
 Sie sprengen dann, wer sie bedeckt, den Felsen,
 Und strömen tosend aus des Bodens Wunde,
 Mit Hochgewalt und wildem Schaumesblasen.
 Will man sie hemmen dann mit Künsteleien,
 Ibrücht verstopfen an des Thrones Vasen
 Der Strömung Rachen, welche Wogen freien,
 So werden sie den Boden unterwühlen.
 Das Hemmniß selbst wird ihnen Kraft verleihen
 Sogar der Throne Grundbau wegzuspülen,
 Daß deren Säulen, Baldachine fallen,
 In Kirchenthürme selbst Erschütterung fühlen.

Dagegen ist Bedächtigkeit bei Allen,
 Die wachtbeflissen dann den Thron umgeben,
 Ist nicht Gefahr für Kirch' und Königshallen.
 Den hohen Wassern, die zu Lage streben,
 Sie werden ihnen an des Ausbruchs Stellen
 Sofort das wohlbestellte Bette geben,
 In welchem Abfluß finden diese Wellen,
 Und vorwärts strömen mächtig zu dem Meere,
 Doch ohne schädlich Uferüberschwellen.
 Und daß der Thron darob entwürdigt wäre,
 Wird dann Erfahrung sicher nicht ergeben;
 Mein, werden mag ihm neuer Schmuck und Ehre
 Vor seinen festen Stufen wird das Weben
 Der stillen Strömung als ein Spiegel strahlen,
 Sein heilig Bild verklärt zurückzugeben,
 Das Licht und Blut mit Zauberfarben malen.
 Am Ufer wird der Pflanzen Fülle sprießen
 Mit dusterfüllten Blumen ohne Zahlen,
 Die mächtig auf an seinen Säulen schießen,
 Als Ranken sich um seine Bierden winden.
 Die Völkergunst wird jubelnd sich entschließen,
 In Festgehänge solche Pracht zu binden,
 Die Sammet, Gold und Stickerei beschämen,
 So daß sie matt im Blüten schmuck verschwinden.

Des Thrones Löwen werden sich bequemen
 Mit Sämmern stiller Fluren sich zu paaren,
 Und goldne Frucht aus Kindeshand zu nehmen.
 Wer hat zuerst an Jordans Rand erfahren
 Die süße Kunde von Geburt des Knaben,
 Dem bienen sollten tausend Völkerscharen?
 Die Hirten nur. Ihn fanden ihre Gaben,
 Oh' noch die Könige mit Gold und Prangen
 Ihn zu beschenken angekommen waren.
 So wird allzeit von unten angefangen,
 Was oben in Entfaltung sich vollende.
 Und hienach gönne mir, dem Ahnungsbangen,
 Daß ich mich auf den Weg zu suchen wende
 Die neue Zeit, die du nicht magst entbehren.
 O Macht der Staaten, reiche mir die Hände
 Und bringe so das Narrenthum zu Ehren,
 Denn Narrenthum ist Volkeseinsicht eben,
 Der schlauer Dünkel will den Klug verwehren,
 So daß in Spott umschlägt ihr harmlos Streben.
 Tritt Volkeseinsicht nicht zum Rath der Weisen,
 So kommet nie Befriedigung in's Leben." —
 Die Macht der Staaten läßt den Narren reisen,
 Und winket mit dem Scepter ihm den Segen,
 Indeß die trüben Rätze sich mit Leisen

Unsichern Schritten eilig fortbewegen,
Wobei die Mappen ihrer Ämter schweigend
Sie bei des Ausgangs Schwelle niederlegen,
Zum Lebewohl für immer sich verneigend.

Das Begegnen am Grabe.

So geht denn aus der Narr mit Pilgertasche,
 Mit breitem Hute, rundem Muscheltragen,
 Am hohen Stecken seine Kürbisflasche,
 Ein frommes Bild aus den entflohenen Tagen.
 Denn ob das Narrenthum sein Amt geworden
 Kann er sich der Romantik nicht entschlagen,
 Als treuer Knecht in dem Poetenorden,
 Dem er sich einst in besserer Zeit ergeben,
 Als Ideal noch zum Gespött nicht worden.
 Die neue Zeit will er zu suchen streben;
 Doch wo? — Da hat den wahren Narrn man wieder, —
 Wo, weiß er nicht, und kostet es sein Leben.
 Doch schlägt ihn nicht solch' ein Bedenken nieder;
 Er meint, auch hier genüg' es nur zu wollen,
 Das Andre finde sich wie seine Lieder,
 Wie Zahlenaugen, wenn die Würfel rollen,
 Wie Blumen, wenn die Frühlingswinde streichen.
 Der Glockenton der Vesper ist verschollen,

Als hinter ihm die letzten Häuser weichen.
 Still ist die Flur, und in dem tiefen Frieden
 Muß sanfte Wehmuth bald sein Herz beschleichen.
 Er denkt der Zeit, die traurig abgesehen,
 Der alten Zeit mit ihrer reichen Habe,
 Die nun verstreut, verzettelt ist hienieden.
 Auch was er sein genannt, war ihre Gabe,
 Sein ganzes innres tiefbewegtes Leben.
 So treibt es ihn zu knien an ihrem Grabe,
 Den bittern Zoll der Thränen ihr zu geben.
 Nach langem Suchen wird es erst gefunden
 Auf ödem Grund, wo dürftiges Erheben
 Der lockern Schollen kaum ein Grab bekunden.
 Doch ist umringt, bedeckt es schon mit Pflanzen,
 Von Schlinggewächsen mannigfach durchwunden,
 Die Gegensätze zwingend fast zum Ganzen.
 Denn Rosen, Lilien, von Reiz umflossen,
 Hochaufgeblüht, erheben sich aus Schanzen
 Von Nesseln, Disteln, Schirling, Cactusproffen.
 Dazwischen sind Gesträuch und Waldbesbäume
 Mit jungem Trieb vollsaftig aufgeschossen.
 Ein schwerer Dufst durchzieht von hier die Räume.
 Der Pilger wirft sich schmerzdurchbrungen nieder,
 Und liegt versenkt in wache Wehmuthsträume

Wohl stundenlang. Die Nacht steigt endlich nieder,
 Und neigt mit Thau das Kleid ihm und die Locken.
 Da fröstelt ihn und er erhebt sich wieder.
 Den Mond umgiebt ein Meer von Silberflocken.
 Nun nimmt er wahr im ungewissen Scheine,
 Hoch überrascht, im Augenblick erschrocken,
 Er sei nicht mehr an diesem Ort alleine.
 Denn ragend steht ein Weib an seiner Seite
 So königlich, als sonst auf Erden keine.
 Ihr Schatten fällt in unmeßbare Weite.
 Ein stiller Ernst in ihrem Angesichte,
 Daß keine Spur von Leidenschaft entweichte.
 „Wer bist du?“ spricht der Pilger. — „Die Geschichte!“
 Giebt sie Bescheid, ihm eine Rolle zeigend
 In ihrer Hand von mächtigem Gewichte,
 In die sie schrieb, nicht Ruhm, nicht Schuld verschweigend,
 Der Völker wechselnde Begebenheiten,
 Die Flut der Noth, bald sinkend und bald steigend,
 In guten und in unglücksvollen Zeiten.
 Der Pilger steht erglühend und befangen.
 Doch muß die Scheu von seinem Herzen gleiten,
 Als still und heilig mild ihm aufgegangen
 Ein Paar von Sternen in des Weibes Blicken,
 Und das Gespräch wird rubig angefangen.

Sie fragt: „Wer mag an diesen Ort dich schicken?
 Was sollst du hier? Wohin willst du dich wenden,
 Wenn hier genug du thatest deinen Blicken?“ —
 „Die Zeit zu suchen, will man mich versenden,“
 Spricht er; „die neue Zeit, sofort entstanden.
 Da wir geschaut der alten traurig Enden.
 Hier ist ihr Grab, das man zu Schmach und Schanden
 An diesem ungeweihten Ort gegraben.
 Mich trieb es her, eh' zu den fernen Landen
 Ich wallen mag, hier meinen Schmerz zu laben,
 In Wehmuth, daß sie, der zu eng gewesen
 Der Erde Rund, nichts weiter nun soll haben
 Als knappeß Loch, darinnen zu verwesen.“ —
 Und sie darauf: „Nur Irthum ist dein Meinen;
 Du kenneß nicht der Zeit Gehalt und Wesen,
 Sonst würdest du was hin ist, nicht beweinen,
 Das Ewige mit kleinem Stab nicht messen,
 Vom Göttlichen nicht fordern das Erscheinen.
 Dies freilich ist ein dürftig Grab; doch wessen?
 Nicht das der Zeit, am wenigsten der alten,
 Nur der Epoche, die sich schloß, indessen
 Die Zeit sich fortsetzt, rastlos in dem Walten,
 In's Unermeßliche der Zukunft. Wiße,
 Was als die Zeit in dem Begriff sie halten,

Ist der Gesichtskreis nur der ungewisse,
 Der in der Ewigkeit, die sie nicht fassen,
 In ihres Geistes trübem Dämmernisse;
 Für schwaches Aug' sich scheinbar bildet. Lassen
 Sie sich doch täuschen in derselben Weise,
 Als ob der Himmel nieder sich gelassen
 Auf Erdengrund in nebelhaftem Kreise
 Des Horizontes, den sie nicht erlangen,
 Der ewig flieht, je weiter ihre Reise.
 Denn wie sie selbst ihr Dasein angefangen
 Und künftig auch ihr irdisch Leben enden,
 So mögen sie nur Endlichkeit verlangen
 Für Jegliches, auf das den Sinn sie wenden.
 So kann es Zeit für Sterbliche nur geben.
 Ich, die Geschichte selbst, mit tausend Händen
 Kann in der Zeit und mit der Zeit nur leben.
 Ich sterbe täglich, um mich täglich wieder
 In neugeborner Jugend zu erheben.
 Was man indes in's Grab hier senkte nieder,
 War nur Epoche, die sich abgetragen.
 So wie der Vogel wechselt sein Gefieder,
 Weht während Jahren, Monden, Wochen, Tagen
 Sich um den Zeitabschnitt, der waltet eben,
 Was Zeitgestaltung wir zu nennen wagen,

Und diese kann nur mit dem Abschnitt leben,
 Denn alle Richtungen der Zeitgenossen,
 Ihr sämtlich Dichten, Trachten, Hoffen, Streben,
 Sind in dies seltsame Geweb geschossen,
 Und dieses Streben, Hoffen, Trachten, Dichten
 Ruht bald sich ab; ist ihre Frist verfloßen,
 Trifft auch die Zeitgestaltung das Vernichten.
 Die Form, die wir Epoche wohl benennen,
 Sinkt todt und hohl — die Nachwelt mag sie richten —
 Indes der Geist zu besserem Erkennen
 Der Mittel zur Vereblung der Geschlechter
 Empor sich schwingt, um heller aufzubrennen,
 Um reiner stets zu werden und auch echter,
 Denn besser wird es mit der Menschheit immer
 In jeder Zukunft, niemals aber schlechter.
 So klage denn um Abgewelktes nimmer,
 Nein, freue dich, daß es dahin gegangen,
 Und grüße froh des bessern Morgens Schimmer.“ —
 Der Pilger steht mit heiß gewordenen Wangen,
 Sinnt zweifelnd erst, um Folgendes zu fragen:
 „Wozu bist du denn wohl hieher gegangen,
 Wenn es nicht lohnt, die Todte zu beklagen?“ —
 Und sie: „Mein Fuß soll ohne Rasten schreiten
 Aus den uralten zu den neuen Tagen,

Um alle Gräber der Vergangenheiten.

Jedwedes Grab treibt junges Pflanzenleben

Und überwächst den Friedhof eurer Zeiten.

Zu prüfen dieses bin bestellt ich eben.

Muß doch vom Stoff des Leibes jedes Todten,

Was ihm entkeimt, sinnbildlich Auskunft geben.

Wie der Botaniker die Frühlingeboten,

Die Blumen, pflückt, um in bestimmte Klassen

Zu regeln sie, wie Wissenschaft geboten,

So steht mir an zur Prüfung aufzufassen

Was jeder hingewelkten Zeit entsprossen,

In wahre Geltung Jedes einzupassen.

Noch keinem Grab der Zeiten ist entsprossen

So lch ein Gewühl, als dem hier j ü n g st gegraben,

Und welch Verständniß wird damit erschlossen?

Wenn Rosen, Lilien die Sinne laben,

Blähn Disteln, Schierling wuchernd sich daneben,

Die Gift und Stacheln zum Verderben haben.

Ein dicht Gesträuch will aus dem Boden streben

Dhn' Blüt' und Frucht, um Licht und Saft zu rauben

Den Eichen, Linden, die sich mühsam heben.

Den Weinstock hier, mit harten grünen Trauben,

Will wirres Flechtwerk, das nichts taugt, verderben,

Läßt nur mit Noth den Obstbaum sich belauben.

Was mag ich wohl aus diesem Wust erwerben?
 Den sichern Rückschluß auf das eigne Wesen
 Des Zeitabschnittes neu geschaut im Sterben. —
 Ein treues Abbild dess', was er gewesen,
 Als er gelebt, geherrscht, gebrängt zum Ziele,
 Auf seinem Grabe giebt uns sein Verweisen.
 Die Rosen, Lilien, der Blumen viele,
 Die durch den Reiz, die mit dem Duft uns laben,
 Sind wunderbare Neugestaltungsspiele
 Aus Elementen, die der Zeit einst gaben
 Die schönen Geister und die großen Dichter,
 Die ewig sind, ob ihre Zeit begraben.
 Der wüsten Pflanzen stachlige Gelichter,
 Die junge Bäume zu verkümmern streben,
 Sind Wahnbegriffe, welche dicht und dichter
 Viel falsche Richtung dem Geschlecht gegeben;
 Doch konnten sie den wunderbaren Lehren.
 Der großen Weisen, die dem Licht ergeben,
 Den Wachsthum, die Verbreitung nicht verwehren,
 So wie des Unkrauts Ranken hier die Linden,
 Des Obstbaums Sprossen und des Eichbaums Ehren
 Einstweilig drücken wohl, nicht überwinden.
 Denn nur zu bald wird dieser Wust vergehen,
 Scharf angeweht von winterlichen Winden.

Die jungen Bäume werden bleiben stehen,
 Sich kräftiger aus Unkrautsmoos heben,
 Als grüne Riesen auf die Nachwelt sehen.
 Die kommenden Geschlechter, deren Streben
 Auf hellern Bahnen und in leichtern Küsten
 Von künft'gen Mächten sein wird freigegeben,
 Sie werden weilen an der Vorzeit Gräften,
 Und werden freudig den Drakeln lauschen,
 Umspielt von dieser Blumen süßen Düften,
 Die dann aus dieser Wipfel Zweigen rauschen,
 Und was die Mitwelt, so die Denker hegte,
 Noch kaum verstand, und, um es zu vertauschen
 Für bunten Wahn, auf falscher Waage wägte,
 Wird dann bestehn, gemeinsam Gut für Alle,
 Wird Wahrheit sein, allherrschend dargelegte,
 Die Welt durchschmetternd mit Vojaunenschalle.
 Dann wird die Zeit, die man hier hat begraben
 Und arg gescholten hat bei ihrem Falle,
 Das volle Lob der großen schönen haben,
 Wird als die beste, die noch je war, gelten,
 Als Spenderin der allerreichsten Gaben,
 Als Pfortnerin am Thor von neuen Welten.“

Das Gesicht.

Als die Geschichte solches Wort gesprochen,
 Gerieth der gute Pilger in Verzükung.
 Des Körpers Kraft war völlig ihm gebrochen.
 Er sank dahin, als wär' es von Erdrückung.
 Dem Geist indeß, im wachen Traum erhoben,
 Ward höh'res Schaun in orphischer Entrückung.
 Der Formen Band schien weit umher zerstoßen,
 In goldenen Nebel Alles zu verschwimmen.
 Und als den Blick er trunken hob nach Oben,
 Nahm er noch wahr, in ungewissem Glimmen
 Des Duftgewölkes weiland, die G e s c h i c h t e.
 Doch schien ein Sturm die Bildung umzustimmen
 Zu hehrem fabelhaften Traumgesichte.
 Die Richterin der Zeit ward zur Sibylle,
 Die thronend saß auf einer Völkerröschichte,
 Orakel rufend in der Gegend Stille.
 „Was sich in naher Zukunft wird begeben
 Prophetisch auszulegen, ist mein Wille.

Denn was die Welt soll fernerhin erleben
 Wird eben sich in Zeichen offenbaren.“
 Und durch die Nebel ging ein seltsam Weben.
 Sie trennten sich zu Motten und zu Scharen,
 Und zogen so dem fernen Ost entgegen,
 Sich an den Horizont, den sternklaren,
 In seltsamen Gestaltungen zu legen.
 Die zu beschreiben, ist dies Lied verpflichtet,
 Die Folge lehrt zu rechter Zeit, weswegen.
 Tief unten lag der Nebel tief verdichtet,
 Dem Meere gleich gesehen aus der Ferne,
 Fast farblos, auf Grau, nur Grau geschichtet.
 Er wogte stets; es schien, als möcht' er gerne
 Zu kühnen Wolkenwirbeln aufwärts streben,
 Um einzudringen in's Gebiet der Sterne.
 Doch schwere Luftschicht drückt ihn nieder eben,
 Und ließ nur einzeln alpengleiche Massen
 Sich hoch empor, wie Felsenspitzen, heben,
 Phosphorisch schimmernd ob dem trüben Blaffen.
 Die schienen höher, minder die zu ragen;
 Die schienen mehr, die minder Licht zu fassen.
 Doch allen Spitzen ward ein herrlich Tagen,
 Denn jede muß gefügt aus goldnen Sternen
 Das Prachtgefunkel einer Krone tragen.

Nur eine will sich aus der Keib' entfernen,
 Hoch über alle steigen, auf der Spitze
 Ein dreifach Kronenbild von rothen Sternen,
 Aus welchem sprühen schwefelblaue Blitze,
 Die schlangenzüngelnd Jedes niederschlagen
 Das näher kommt dem schwindlich hohen Sitze.
 Und die Sibylle hub nun an zu sagen:
 „Der Nebel unten ist des Volk's Erscheinung,
 Das mächtig strebte sich heraufzuwagen,
 Bis zur Bestimmung nur nach eigener Meinung.
 Doch von der Macht ward es zurückgerungen,
 Von Oben stets im Sturme der Verneinung.
 Der Macht dagegen ist im Kampf gelungen,
 Aus diesem Nebel klug empor zu heben,
 Was sich gefügt; dies mußte leicht gezwungen,
 Die Spitzen dann des Herrschertums ergeben,
 Die sich in stiller Luftsicht bald verdichtet
 Zu festem Sitz, auf dem die Kronen schweben,
 Auf Vasen mehr und minder aufgeschichtet.
 Doch eine Spitze flog auf einer Blase
 Luftleeren Raumes höher aufgerichtet,
 Wie dies natürlich ist bei hohler Vase.
 Die Geistesfreiheit kam durch sie zum Falle,
 Und auf dem Sturz erhob sich dann Ekklase,

Die Herrschaft sich erringend über Alle.

Darum hat dreifach sich gekrönt die Spitze,

Und von ihr gingen aus im Donnerhalle

Des frechen Vannes fluchgeschwärtzte Blitze,

Die heller Lebenden in Staub zu schlagen,

So Wahrheit suchten in dem eignen Wiße.

In's Buch des Weltgerichtes eingetragen

Ist diese Macht, damit in letzter Stunde

Ihr Für und Wider werde vorgetragen.

Der Urtheilsspruch schläft noch in Gottes Munde.»

So der Sibylle streng Berichterstatten.

Indessen war herangenabt die Stunde,

Da Macht und Licht zur Dämmerung sich gatten.

Neu stieg empor und wuchs im Augenblicke

Zum Riesen an ein wunderbarer Schatten.

Zwei Flügel dehnten sich in dem Genicke.

Ein langer Arm kaum aus der Form gefahren.

In dessen Hand, erkennbar kaum dem Blicke,

Von einem Speer so Schaft als Spitze waren.

Und die Sibylle rief: «Hier ist zu schauen

Der Schatten neuer Zeit im nächtlich Klaren;

Sie selber steht — wo? — zwischen diesen Blauen,

Und einem Nordlicht, welches jüngst entglommen.

Der freien Welt erregend Zorn und Grauen.»

Der Schatten ist zur Neigung dann gekommen ;
 Zum Flügel spannt er aus die breiten Schwingen,
 Und hat die Bahn von West nach Ost genommen.
 Da war im Nebel ein gewaltig Ringen.
 Er wogt empor, wie beim Orcan die Meere.
 Und wollt' hinauf bis zu den Eriken dringen.
 Der Schatten aber stach mit seinem Speere
 Nach allen Kronen leuchtend auf den Eriken,
 Als ob es Zweck sie wegzustößen wäre.
 Und aus den Tiefen hub es an zu blitzen,
 In wilden Kämpfen rangen Dunkelgestalten,
 Kometen schossen aus den Wolkenrißen.
 Als dann verzogen jene Nebelfalten,
 Sah man die Kronen noch, nur bleich im Lichte.
 Jedoch der Nebel ließ sich nicht mehr halten,
 Er überwuchs sich wogend, Schicht auf Schichte,
 Und stieg und drang empor bis zu den Kronen. —
 Wenn Uberschwemmung erst bedeckt das Dichte
 Der ebenen Flur, auf der die Menschen wohnen,
 Dann aber steigt, beinahe zu erreichen
 Der Berge Gipfel, wo die Wälder thronen,
 So wäre dies dem Anblick zu vergleichen.
 Und endlich war Unebenheit verschwommen.
 Die Kronen ruhten fest auf einer gleichen


Und breiten Fläche, die zur Ruh gekommen.
Der wilde Streit schien friedlich ausgeglichen,
Jedwede Furcht und Zweifel weggenommen,
Da jenes blut'ge Nordlicht auch verblichen.
Der Morgen stieg empor in seinem Glanze.
Am Horizont war jeglich Grau gewichen.
In Gold- und Rosenfeuer schwamm das Ganze.
Der große Schatten aber stieg und neigte
Zum Bogen sich im hellen Wolkentanze,
Der lichtdurchschimmert Irisfarben zeigte.
So gab die neue Zeit den Friedensbogen,
Wie weitgespannt er durch die Himmel reichte
Da hingeschwunden einst der Sündflut Bogen.
Als heller er und immer heller brannte,
Gab sich als Thor der stolze Riesenbogen
In dem zwei Pfortenflügel man erkannte.
Mit Sturmeswehn sind die dann aufgegangen,
Und offenbart ward das noch nie Genannte,
Denn in der Schöpfung erstem Feierprangen
Erwies sich nun der Himmel weit und offen,
In dessen Tiefen frei die Blicke drangen,
Zum Heiligthum, auf das die Völker hoffen.
Auf goldnen Stufen stiegen Engel nieder
Mit Palmen, die vom Thau der Gnade troffen.

Als Wohllautstürme hallten ihre Lieder,
 Und die Sibylle sprach: „Sie sind die Bitten,
 Die — da geherrscht noch der Willkür Hyder —
 Die Völker, weil sie großen Druck erlitten,
 Zum Himmel schickten, damit Rettung werde.
 Sie kommen nun g e w ä h r t zurückgeschritten,
 Und bringen Heil und Frieden dieser Erde.
 Sie kommen nun zurück mit e i n e m a l e,
 Nach dem Jahrtausend peinlicher Beschwerte.“
 Still ward es nun, wie dann im grünen Thale,
 Wenn Hirt und Heerden eben heimgegangen
 Zu stiller Raft im letzten Tagesstrahle.
 Ein hehres Wunder hat dann angefangen.
 Der Menschensohn erschien, im Arme tragend
 Das bittere Kreuz, an dem er einst gelitten.
 Er hub es auf, es in den Boden schlagend,
 Und Wurzel fassend, ward es gleich zum Baume.
 In reicher Blätterpracht zum Himmel ragend.
 Die Zweige weit verbreitet in dem Raume,
 Sie neigten sich in Bogen bis zur Erde,
 Damit ein jeglicher zu neuem Baume
 Mit zarten Blüten, goldnen Früchten werde
 So ward zum heil'gen Haine das Gefilde.
 Und Hunderttausend kamen mit Beschwerte

Hoch überbürdet, — ruhrendes Gebilde! —
 Und legten vor dem Menschensohn sie nieder,
 Sich frei zerstreuend dann in dem Gefilde
 Bei vollem Klang des Jubels und der Lieder.
 Zuletzt erscholl das Wort vom Menschensohne:
 „Nun ist die Zeit erfüllt, ich komme wieder
 Zum zweitenmal, — nicht mit der Dornenkrone, —
 Denn nun sind Freud' und Frieden meine Sendung.
 Dem Streiter wird der grüne Kranz zum Lobne.
 Ihr habt an mich geglaubt, nun in Vollenbung
 Sollt ihr nicht glauben nur, sollt von mir wissen,
 Und hierin liegt der Menschheit große Wendung.
 Das Weltgericht, verneimt, ist im Gewissen.
 Der jüngste Tag ist der im Lauf der Zeiten,
 Da Selbstsucht ihren Freibrief hat zerrissen.
 Der Glaube war der Trost, euch zu geleiten
 Durch alles Trübsal peinlicher Beschränkung.
 Ihr braucht ihn nicht mehr in den freien Weiten,
 Die vor euch liegen; nun frommt andre Lenkung.
 Die Liebe, die zugleich mit jenem Glauben
 Gegönnt euch war als süße Himmelschenkung,
 Sie bleibt mit euch, sie wird euch grün belauben
 Den Pilgerstab, und seid ihr ganz durchdrungen
 Von dieser, lebt auch in ihr fort der Glaube n.

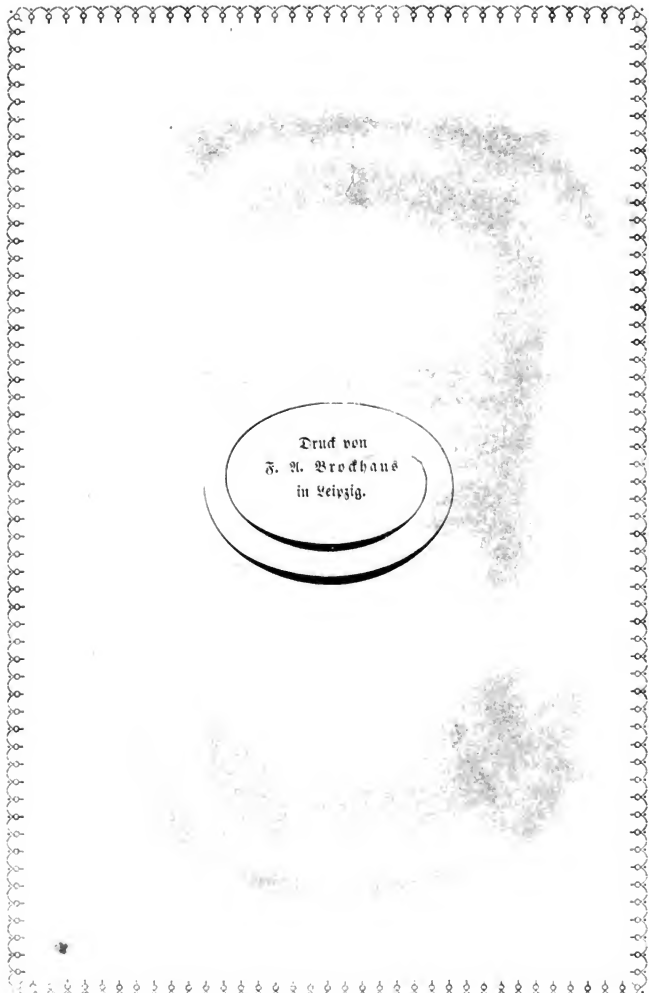
Der Liebe widmet eure Huldigungen,
Mit Bruderarm die Menschheit zu umfassen,
Sie zu verkünden laut in tausend Zungen.
So werbet ihr in klarem Sinn erfassen,
Daß in der That mein selig Reich begonnen,
Wie von Propheten Gott es künden lassen.
Nur aus Verbrüderung, aus Liebeswonnen
Wird dann die neue Freiheit auch entstehen,
Bisher gewünscht, doch niemals noch gewonnen.
Das nie Gesehante soll die Welt dann sehen.
Die tiefsten Räthsel sollen dann sich lösen.
Zur Erde soll der Himmel niedergehen,
Zur hohlen Fabel wird die Macht des Bösen.
Die Hoffnung selbst wird keine Thränen finden
Zu trocken mehr, wird ihren Schleier lösen
Und junge Rosen um die Stirn sich winden,
Denn zur Erfüllung muß sie fröhlich werden
Wo Kraft und Milde zärtlich sich verbinden.
Der Löwe wird das Lamm nicht mehr gefährden.
Die Leidenschaft vergeht im Hochgeföhle.
Begeisterung wird wieder jung auf Erden.“

Den Pilger weckt des neuen Morgens Ruhle.
Mit Lobgesang will er den Tag beginnen.
Sein Busen hebt von seligstem Gefühle.
Er eilt entzückt das Weite zu gewinnen.



T 46

Druck von J. A. Brockhaus in Leipzig.

A decorative border with a repeating floral or geometric motif surrounds the page. In the background, there is a faint, large-scale illustration of a landscape or architectural scene, possibly a church or a town square, rendered in a light, sketchy style. The central text is enclosed in a double-lined oval.

Druck von
F. A. Brockhaus
in Leipzig.

708064

003
H615

Hayden, Friedrich

August von
Gedichte

708064

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

